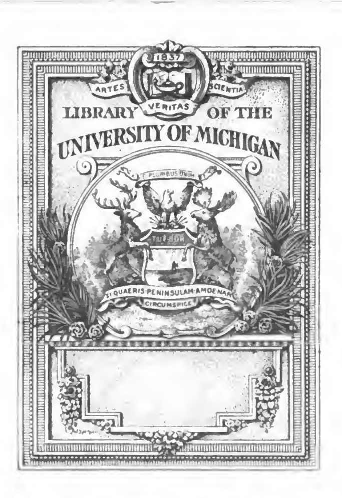
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1889.
Achter Band.



Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönleins Nachfolger.



Inhalts-Verzeichniß des achten Bandes.

Das Geheimniß des Geigers.

Roman

von

Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Während sich Balthasar Stiller bereit machte, seine Arbeit aufzunehmen, ging Margarethe im Atelier umher, anscheinend um dies oder jenes interessante Stück näher zu betrachten, in Wahrheit aber, um Fassung zu gewinnen für die bedeutsame Mittheilung, die doch nun endlich gemacht werden mußte. Sie schalt sich selber wegen ihrer Feigheit, aber es war, als ob ihr jedesmal mit hartem Griff die Kehle zusammengepreßt würde, sobald sie die Lippen für ihr Geständniß öffnen wollte.

Und dabei nahm sie mechanisch bald den einen, bald den anderen Gegenstand in die Hand, um ihn dann auf seinen Platz zurückzulegen, ohne selbst zu wissen, was sie da eigentlich gesehen habe. Auch ein Skizzenbuch von kleinem Format, das ziemlich versteckt auf einem Tische lag, hatte dies Schicksal zu theilen. Margarethe blätterte darin in der Meinung, daß es sich um flüchtige Studien

ihres Vaters handle, und sie hatte nicht eben viel Aufmerksamkeit für die einzelnen Zeichnungen. Ein Blatt aber entlockte ihr nun doch einen leisen Ausruf der Ueberraschung, denn sie konnte nicht zweifeln, daß die schlanke junge Dame, welche hoch zu Roß über einen schmalen Waldpfad ritt, ihre eigene Person darstelle, um so weniger, als sie auf der nächsten Seite ihr Köpfchen noch einmal, und zwar in besonders liebevoller Ausführung wiederfand.

„Aber, Papa, wieviel Ehre hast Du mir da angethan!" rief sie lachend, indem sie dem Historienmaler das Buch entgegenhielt, „und wie arg hast Du geschmeichelt!"

Er sah die Zeichnung an und schüttelte die graue Mähne.

„Du wendest Dich an eine falsche Adresse, mein Kind! An dieser Versündigung bin ich unschuldig, und wenn Du Dich beklagen willst, mußt Du schon mit dem Besitzer des Skizzenbuches selbst in's Gericht gehen!"

Die rothe Rose an Margarethens Busen glühte nicht dunkler als ihr Gesicht.

„Nein, das ist nicht möglich! Du wirst mich nicht glauben machen wollen, daß dies der — der — Oberförster gezeichnet habe."

„Gewiß. Wer sonst als er? Obgleich ich selbst ein wenig erstaunt darüber bin, denn ich erinnere mich nicht, daß er jemals von Dir gesprochen hätte!"

Margarethe schlug das Buch zu und legte es hastig an seinen Platz zurück. Um nichts in der Welt wäre sie im Stande gewesen, hier und in dieser Stunde von dem beabsichtigten Verlöbniß mit Rhoden zu sprechen.

„Nun wird es in der That hohe Zeit, daß ich gehe,“ sagte sie mit dem eifrigen Bemühen, ihre Verlegenheit zu verbergen, „denn ich fange schon an, fremdes Eigenthum zu durchstöbern. Also Du wirst dem Oberförster nicht verrathen, daß ich hier gewesen bin — nicht wahr, Väterchen? Ein Geheimniß gegen das andere!“

Er beruhigte sie durch ein feierliches Versprechen, und Margarethe beeilte sich, die Oberförsterei zu verlassen. Erst als die Baumwipfel ihrem rückschauenden Blick die zierlichen Giebel verdeckten, athmete sie erleichtert auf. Nun war sie ja sicher vor Entdeckung und vor einer neuen beschämenden Begegnung mit Reinach, dem sie gerade jetzt am wenigsten hätte gegenübertreten können. Auf dem kürzesten Wege strebte sie den Forst zu verlassen, aber in ihrer Hast und Unruhe verlor sie gerade dadurch die Richtung und erkannte bald, daß sie falsch gegangen sei.

Und nun schlug plötzlich das laute Gekläff eines Hundes an ihr Ohr. Sie vernahm einige scharfe, rasch aufeinander folgende Pfiffe von jener Art, in welcher Rhoden seine Hunde heranzurufen pflegte, und sie blieb erschrocken stehen, ungewiß, nach welcher Richtung sie sich zu wenden habe, um der Aufmerksamkeit des Barons zu entgehen. Das Hundegebell aber kam mit rasender Schnelligkeit näher, gerade auf die Stelle zu, an welcher sie sich befand; es gab ein knisterndes Brechen und Knacken im leichten Unterholz, und deutlich hörte sie nun auch die ängstlichen, klagenden Wehelaute eines verwundeten oder verfolgten Thieres. Kaum zwanzig Schritte von ihr entfernt wurde plötzlich ein zierliches Reh im raschesten Laufe zwischen den Stämmen

sichtbar. Der zarte Bau der schlanken Glieder und die weißen Flecken anf dem rostbraunen Fell ließen es als ein junges Thier erkennen. Und wegen seiner Jugend war es denn auch außer Stande, dem blutgierigen Verfolger schnell genug zu entfliehen. Kläffend, mit funkelnden Augen und lechzender Zunge jagte eine von Rhoden's mächtigen Doggen hinter dem armen Geschöpf her; nur zu schnell verringerte sich die Entfernung, welche sie von ihrem Opfer trennte, und mit einem lauten Aufschrei, welchen ihr Mitleid und Zorn erpreßten, mußte Margarethe sehen, wie der Hund nach einem letzten fürchterlichen Sprunge das klagende Reh zu Boden riß.

Aber die Strafe war fast noch schneller als das Verbrechen. Ehe die Dogge ihre grausamen Zähne hatte in den Hals des schönen Waldthieres schlagen können, krachte ein Schuß, unmittelbar gefolgt von einem gellenden, Mark und Bein durchdringenden Geheul des Hundes. Derselbe hatte von seinem Opfer abgelassen, sich hoch auf den Hinterpfoten emporgerichtet und stürzte nun rücklings auf den Waldboden nieder, sich in wilden Zuckungen windend.

Regungslos hatte Margarethe dem Vorgange zugesehen, der sich mit Blitzesschnelligkeit vollzogen hatte. Nun aber eilte sie auf den Schauplatz der kleinen Waldtragödie zu, um sich zu überzeugen, ob dem armen kleinen Reh vielleicht noch Hilfe zu bringen sei. Sie hatte den prächtigen Rassehund des Barons oft bewundernd geliebkost, nach der Scene aber, deren Augenzeugin sie soeben gewesen war, fühlte sie einen wirklichen Abscheu vor dem

Thiere, und es schmerzte sie nicht, zu sehen, daß es bereits mit ausgestreckten Pfoten leblos dalag.

Zärtlich und fürsorglich beugte sie sich über das Rehkitzchen, das vergebliche Versuche machte, sich wieder auf seine Füße zu erheben. Es mußte sich bei dem Sturz ein Bein verletzt haben, denn eine andere Verwundung war an seinem Körper nicht wahrzunehmen. Zutraulich bittend schmiegte es seinen fein geformten Kopf an Margarethens Wange, und in der Beschäftigung mit dem armen hilflosen Wesen vergaß die junge Dame all' die ängstliche Vorsicht, welche noch soeben ihre Schritte beflügelt hatte.

Da wurde hinter ihrem Rücken eine heftige, schneidende Männerstimme laut, eine Stimme, welche sie gut genug kannte. Rhoden war gekommen, um von dem Mörder seines Lieblingshundes Rechenschaft zu fordern, und er mußte diesen Mörder bereits gefunden haben, denn auf seine schreienden, im Uebermaß ihrer wüthenden Erregung fast unverständlichen Worte erwiederte ihm eine männlich feste, ernste, ruhige Stimme, die nach Margarethens Erinnerung keine andere sein konnte, als diejenige des Oberförsters Reinach. Ohne sich dessen eigentlich bewußt zu werden, was sie da that, nur einer zwingenden Eingebung, einem unwiderstehlichen Befehl ihres Herzens folgend, erhob sich Margarethe aus ihrer knienden Stellung, und wie aus der Erde gewachsen stand sie plötzlich an der Seite des Forstbeamten.

„Sie haben kein Recht, sich zu beklagen, Baron Rhoden," sagte sie, ohne sich durch die wuthfunkelnden

Augen des Kavaliers erschrecken zu lassen, „denn wenn ich ein Mittel besessen hätte, den Hund zu tödten, so würde ich es ohne Bedenken ebenfalls gethan haben. Nur Sie allein trifft die Schuld dafür, daß Sie ihn verloren!"

Der Baron, welcher im Reitanzuge war und also bei dem Knall des Schusses erst aus dem Sattel gesprungen sein mußte, starrte die Sprechende an, ohne sogleich eine Antwort zu finden. Seine Aufregung war zu groß, als daß er sogleich zu den gewohnten Formen gesellschaftlicher Höflichkeit hätte zurückkehren können.

„Vor solcher Gegnerschaft muß ich für den Augenblick wohl die Waffen strecken," sagte er endlich mit einer kleinen Verbeugung gegen Margarethe. „Wir aber, Herr Oberförster, finden wohl noch Gelegenheit, mit einander zu reden. Ich hoffe, die Heldenthat, aus dem Hinterhalt einen Hund niederzuschießen, wird nicht den Gipfel Ihres persönlichen Muthes darstellen."

„Wenn Sie damit andeuten wollen, daß es Ihre Absicht sei, einen Zweikampf zu provociren, so erkläre ich Ihnen schon jetzt, daß ich eine meiner amtlichen Handlungen niemals als Anlaß zu einem solchen gelten lassen werde. Ich vertrete hier die Autorität des Gesetzes, und es wäre wahrhaftig schlimm um das Gesetz bestellt, wenn ich dem ersten Besten, der sich herausnimmt, es zu verachten, nach der Moral des mittelalterlichen Faustrechts für meine Handlungen Genugthuung geben wollte!"

Während er sprach, hatte er sich auf den Lauf seines Jagdgewehrs gestützt und dem Baron, ohne mit den Wimpern zu zucken, klaren Blickes in's Gesicht gesehen.

Mit Bewunderung fühlte Margarethe, wie gewaltig er in seiner ruhigen, selbstbewußten Männlichkeit dem Anderen überlegen war. Rhoden's mühsam gezügelte Wuth aber mußte durch die kühle Zurechtweisung auf's Neue wie durch Peitschenhiebe aufgestachelt werden. Ein wildes Feuer glühte in seinen dunklen Augen, alle Muskeln und Sehnen seines geschmeidigen Körpers schienen sich anzuspannen wie diejenigen eines Tigers, der sich zum Sprunge bereitet. Doch er antwortete nichts, und Reinach kehrte sich darum, die Flinte über die Schulter werfend, mit einer kurzen, geringschätzigen Bewegung von ihm ab. Auf diesen Moment nur schien der Baron gewartet zu haben. Den mit einem schweren silbernen Knopf versehenen Reitstock an seinem unteren Ende ergreifend, stürzte er dem Davongehenden nach, den rechten Arm zu wuchtigem Schlage erhebend. Der Oberförster, welcher des hinterlistigen Angriffs nicht gewärtig sein konnte, würde von der in so kräftiger Faust immerhin gefährlichen Waffe schwer getroffen worden sein, wenn nicht die muthige Entschlossenheit Margarethens das drohende Unheil von ihm abgewendet hätte. Sie hatte die verdächtige Bewegung des Barons gesehen und hatte seine Absicht erkannt. Weder an ihre Beziehungen zu Rhoden, noch an irgend eine andere mögliche Folge ihres Beginnens denkend, warf sie sich mit erhobener Rechten zwischen die beiden Männer, und mit dem Ausdruck tiefster Verachtung rief sie Rhoden entgegen: „Was Sie da thun wollen, ist erbärmlich und feige!"

Nur noch des Bruchtheils einer Sekunde hätte es be-

durft, und sie selbst wäre von dem für Reinach bestimmten Schlage getroffen worden, ohne daß der Baron im Stande gewesen wäre, es zu verhindern. Jetzt aber verwandelte sich mit einem Schlage die Sachlage. Der Oberförster war beim Klange von Margarethens Worten herumgefahren; er hatte seine Beschützerin sanft bei Seite geschoben, und noch ehe sie begreifen konnte, wie das Alles geschah, den Baron an der Kehle ergriffen, um ihn zu Boden zu zwingen.

„Auf die Kniee, feiger Bube!" donnerte er, während nun auch sein Antlitz von heißer Zornesröthe gefärbt wurde. „Danke dieser Dame dafür, daß ich Dich nicht mit Deiner eigenen Reitpeitsche züchtige, wie Du es verdienst! Hüte Dich aber, mir noch einmal hier in den Weg zu kommen!"

Er gab ihn frei und trat um einige Schritte zurück. Als sich der Baron aufrichtete, war sein Gesicht kalkweiß, und seine Züge unheimlich verzerrt. Er versuchte nicht, den Schimpf, welchen er soeben erlitten hatte, auf der Stelle zu rächen. Bedurfte es doch für Reinach nur einer einzigen Bewegung, um seine Waffe schußbereit zu haben, und hatte doch Rhoden erfahren müssen, daß ihm der Oberförster, selbst wenn er dies Hilfsmittel verschmähte, an körperlicher Kraft und Gewandtheit mindestens ebenbürtig sei. Ohne seinen Feind noch einmal anzusehen, ging er zu der Stelle, wo der Körper des Hundes lag. Er beugte sich über ihn herab, und als er sah, daß auch der letzte Hauch des Lebens längst entflohen war, stieß er den Leichnam mit dem Fuße fort.

Den zu Boden gefallenen Reitstock aufnehmend, wandte er sich nach der Richtung, in welcher er sein Pferd suchen mußte, aber er war noch in der Hörweite der beiden Anderen, als er mit einem spöttischen Auflachen laut und vernehmlich sagte: „Und ich dachte ernstlich daran, ein Jägerliebchen zur Baronin zu machen!"

Reinach that einen Schritt, wie wenn er ihm nacheilen wollte, doch eine kleine Hand legte sich fest auf seinen Arm und hielt ihn zurück. Margarethe sprach kein Wort; mit einem stummen, bittenden Blick nur sah sie zu ihm auf, und es mußte wohl etwas unwiderstehlich Zwingendes in dieser Aufforderung sein. Der Oberförster ließ den Lästerer unbehelligt entweichen, aber er nahm die kleine feste Hand und führte sie mit einer fast ehrfurchtsvollen Feierlichkeit an seine Lippen.

„Ich hätte mir niemals träumen lassen, daß ich in die Nothwendigkeit kommen würde, einer Dame für solchen Dienst zu danken," sagte er. „Aber ich werde mir's nie verzeihen, mein gnädiges Fräulein, daß ich Sie, wenn auch wahrhaftig wider meinen Willen, in eine so peinliche Lage gebracht habe."

Und nun fiel auch ihr mit einem Male die ganze Erkenntniß dessen auf die Seele, was sie gethan, und dessen, was jetzt unabwendbar geschehen müsse. An eine Verbindung mit Rhoden war nun ja unter keinen Umständen mehr zu denken, und es war mehr als wahrscheinlich, daß er auf der Stelle von Schloß Buchwald abreisen würde. Aber das Gefühl, welches diese Vorstellung in ihrem Herzen wachrief, war seltsamer Weise

nur ein unbeschreiblich freudiges. Ihr war, als hätte eine freundliche Hand die Last einer furchtbaren Verantwortung von ihren Schultern genommen, als sei sie durch einen glücklichen Zufall vor etwas Schrecklichem bewahrt geblieben. Und sie war außer Stande, diese beglückende Empfindung vor Reinach zu verbergen. Ein sonniges Lächeln lag auf ihren Lippen, und ihre Augen leuchteten, als sie sich zu ihm wandte, um seine letzten Worte zu erwiedern.

„O nein, Sie haben mich vielmehr aus einer sehr peinlichen Lage befreit. Warum sollte ich ableugnen, was der Scheidegruß des Herrn Barons Ihnen doch schon verrathen hat? Nun wird er hoffentlich nicht mehr daran denken, mich zu seiner Gattin zu begehren."

Wie sonderbar war es doch, daß eine Mittheilung, welche ihn im Grunde ganz und gar nichts anging, auch die Miene des Oberförsters plötzlich zu einer wahrhaft strahlenden machte.

„Und das geht Ihnen nicht nahe?" fragte er. „Es bereitet Ihnen keinen Kummer?"

Ihre Blicke begegneten sich noch einmal. Es war eine bange, erwartungsvolle, flehende Frage in dem seinen und eine allerliebste Schelmerei in dem ihrigen.

„Nein, das macht mir durchaus keinen Kummer, auch nicht den allergeringsten," sagte sie übermüthig. „Ich wüßte sogar in diesem Augenblick wahrhaftig nicht, was mir Angenehmeres hätte geschehen können. Aber das ist für Sie natürlich ohne Interesse, und wir können auch wirklich Besseres thun, als plaudern. Sehen Sie nur

das arme kleine Reh, ich glaube, es hat ein Bein gebrochen!"

Sie kniete wieder neben ihrem zierlichen, braunäugigen Schützling nieder und streichelte liebkosend das weiche Fell, während der Oberförster das verletzte Glied untersuchte.

„Es ist nicht gebrochen," meinte er endlich, „und mein alter Friedrich, der sich auf solche Dinge vortrefflich versteht, wird es in wenig Tagen kurirt haben!"

Es war wohl nur ein Zufall, daß sich bei dem Bemühen um das verwundete Thier ihre Hände berührten; aber es war recht merkwürdig, daß diese Hände es durchaus nicht eilig hatten, einander wieder fahren zu lassen, ja, daß sie noch immer fest verschlungen waren, als Reinach und Margarethe bald nachher Seite an Seite der Oberförsterei zuschritten.

Und wieder klopfte das Herz des jungen Mädchens zum Zerspringen, da sie die hölzerne Treppe emporstieg; aber diesmal schlug es nicht in Angst und Zagen, sondern in höchstem, unaussprechlichem, unfaßbarem Glück.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Obwohl sich infolge der Abwesenheit des Gutsherrn eine Anzahl von Geschäften gehäuft hatte, welche dringend der Erledigung harrten, konnte sich Hardenegg nicht entschließen, auch nur eine Viertelstunde lang ununterbrochen zu arbeiten. Alle diese Dinge, welche binnen Kurzem so folgenschwere Entscheidungen herbeiführen mußten: die Werbung des Barons, die angebliche Pflichtvergessenheit

Elfriedens und seine vor dem eigenen Gewissen nicht länger zu verhehlende Leidenschaft für die schöne Hertha v. Bassewitz — sie beschäftigten unausgesetzt seine Gedanken und ließen in seiner Gemüthsstimmung bald die düsterste Sorge, bald die freudigste Siegeszuversicht die Oberhand gewinnen. Er sehnte sich nach einer Zerstreuung, um dem peinlichen Zustande ein Ende zu machen, und da sich Rhoden nicht blicken ließ, befahl er, sein schnellstes Reitpferd zu satteln. Es war ihm ein toller Einfall gekommen, ein Einfall, den er zuerst als unausführbar zurückgewiesen hatte und der ihm nun doch keine Ruhe mehr ließ.

Er wußte, daß Graf Bassewitz auf Lankenau eingetroffen sei, und daß seine Tochter ihn dahin begleitet habe. Unter gewöhnlichen Verhältnissen hätte es kaum auffällig erscheinen können, wenn er seinem Gutsnachbar einen zwanglosen Besuch abgestattet hätte. Hier aber hatten die Dinge doch ein wesentlich anderes Gesicht. Graf Bassewitz hatte seit Hardenegg's öffentlicher Verlobung mit der Tochter des Historienmalers in geradezu demonstrativer Weise jeden Familienverkehr abgebrochen, und es war trotz seiner bei persönlichen Begegnungen mit dem Freiherrn an den Tag gelegten Liebenswürdigkeit nicht daran zu zweifeln, daß er auch jetzt weit entfernt sei, eine Wiederanknüpfung dieses Verkehrs zu wünschen. Hardenegg's Besuch würde also höchst wahrscheinlich unerwiedert bleiben und vielleicht gar als eine lästige Aufdringlichkeit ausgelegt werden.

Das waren Bedenken ziemlich schwer wiegender Art, und doch erwiesen sie sich nicht stark genug, dem Frei=

herrn sein Vorhaben endgiltig zu verleiden. Man war ja doch schließlich auf dem Lande und brauchte sich nicht gar so ängstlich an die strengen Regeln gesellschaftlicher Etikette zu binden. Ein weit ausgedehnter Spazierritt konnte den Besitzer von Buchwald zufällig in die Nähe des Herrenhauses von Lankenau geführt haben, und das Bedürfniß nach Rast und Erfrischung war am Ende Erklärung genug für einen kurzen Besuch, und es fand sich vielleicht bei dieser Gelegenheit eine annehmbare Form für die Fortsetzung des Verkehrs.

Von solchen Erwägungen geleitet, schlug Hardenegg die Richtung nach der Besitzung des Grafen ein, und er hatte bereits ein gutes Stück Weges zurückgelegt, als sein Interesse durch eine Wahrnehmung rege gemacht wurde, die ihn in hohem Grade frappirte, obwohl er anfänglich fest überzeugt war, das Opfer einer Täuschung zu sein und durch eine, allerdings an das Wunderbare grenzende Aehnlichkeit genarrt zu werden.

Quer über eine der saftig grünen Wiesen, welche erheblich niedriger lagen als der Weg, auf dem der Freiherr ritt, wandelte Arm in Arm langsamen Schrittes ein jugendliches Menschenpaar. Sie hatten sich so eng Seite an Seite geschmiegt, und ihre Häupter neigten sich zudem oftmals so nahe gegen einander, daß man kaum daran zweifeln konnte, zwei von den ersten Wonnen der Liebe zusammengefügte Seelen vor sich zu haben. Der Anblick würde Hardenegg unter anderen Umständen kaum mehr als ein flüchtiges Lächeln abgenöthigt haben, jetzt aber brachte es sein Blut in ungestüme Wallung; denn die

junge Dame, welche eben jetzt voll so hingebender Zärtlichkeit zu ihrem Begleiter aufblickte, glich in Gestalt, Haltung, Bewegungen und selbst im Profil ihres feinen Gesichtchens so sehr der Comtesse Hertha v. Bassewitz, daß Hardenegg unbedingt darauf geschworen haben würde, die junge Gräfin selber vor sich zu sehen, wenn nicht eine solche Thatsache seiner innersten Ueberzeugung nach ganz und gar unmöglich gewesen wäre. Es war denn doch eine offenbare Lächerlichkeit, anzunehmen, die vornehme und stolze Grafentochter werde hier unter freiem Himmel, ohne Scheu vor den Blicken irgend eines Ackerknechtes oder Gänsehirten, in so inniger Berührung mit einem jungen Menschen lustwandeln, und sich wohl gar — ja, wahrhaftig, sich gar von ihm küssen lassen! Denn daß sich die Beiden da unten soeben geküßt hatten, unterlag keinem Zweifel, und trotz seiner Ueberzeugung von einer bloßen Aehnlichkeit war es dem Freiherrn dabei wie ein Dolchstich der Eifersucht durch das Herz gefahren. Fast aufrecht in den Bügeln stehend, beugte er sich weit nach vorn, wie wenn er dadurch schärfer sehen könnte, und jetzt — nein, wahrlich, jetzt war nicht länger eine Täuschung möglich — die junge Dame hatte ihr Antlitz voll gegen ihn hingewendet, und dabei war ihm die überzeugende Gewißheit gekommen, daß er nicht mehr eine Doppelgängerin der Comtesse, sondern die Comtesse Hertha v. Bassewitz in eigener Person vor sich habe. Sie hatte den Reiter nicht erkannt oder sie hatte ihn in ihrer seligen Selbstvergessenheit vielleicht nicht einmal gesehen; aber wie zum Hohne für den von Leidenschaft gepeinigten

Freiherrn legte sie ihr Köpfchen zutraulich an die Schulter ihres Begleiters, und ließ es widerstandslos geschehen, daß er ihren schlanken Leib mit seinem Arm umfing. Hardenegg drückte seinem Pferde die Sporen in die Seite, daß es hoch aufsetzte und dann scharf ausgreifend davon jagte. Er war außer Stande, das Bild, das jedem Anderen als ein so liebliches erschienen wäre, noch länger zu ertragen.

Kaum eine andere Enttäuschung hätte ihn so empfindlich treffen können, als diejenige, welche diese unverhoffte Beobachtung in sich schloß. Erst jetzt fühlte er, einen wie hervorragenden Platz Hertha v. Bassewitz in all' seinen nebelhaften Zukunftsbildern gehabt hatte, und sein Haß gegen den unbekannten glücklichen Nebenbuhler wurde wahrlich nicht gemildert durch die Erkenntniß, daß er auch nicht den leisesten Versuch wagen dürfe, ihm seinen köstlichen Erfolg streitig zu machen.

Was sollte er jetzt noch im Herrenhause von Lankenau? War doch nur der heiße Wunsch, Hertha wiederzusehen, die Quelle jenes raschen Entschlusses gewesen. Nun hatte er sie ja gesehen, und es gelüstete ihn keineswegs, noch weiterhin ein Zeuge ihres jungen Liebesglückes zu sein. Schon hatte er sein Pferd herumgeworfen, um in einen der Seitenpfade abzubiegen, als ihm seine zornige Aufregung einen neuen und sicherlich wenig edelmännischen Plan eingab. Er lenkte das Thier auf den ursprünglich verfolgten Weg zurück und ritt noch schneller als vorher in der Richtung gegen Lankenau weiter. Eine Vermuthung, die in seinem Geiste immer mehr an Boden

gewann, je länger er sie erwog, sagte ihm, daß es sich bei dem, was er soeben gesehen, wahrscheinlich um nichts Anderes handle, als um irgend eine romantische Jugendschwärmerei, von der Graf Bassewitz selbst vielleicht keine Ahnung hatte und die in dem Augenblick zu Ende sein würde, wo er von ihrem Vorhandensein Kenntniß erhielte. Es hatte bis dahin nicht zu den Gewohnheiten des Freiherrn v. Hardenegg gehört, in einer Liebesangelegenheit den Angeber zu machen; diesmal aber — so suchte er wenigstens sich selber glauben zu machen — konnte er damit vielleicht eine ritterliche Pflicht erfüllen, indem er die Comtesse davor bewahrte, sich noch weiter bloßzustellen.

Graf Bassewitz machte ein etwas erstauntes Gesicht, als sein Gutsnachbar auf dampfendem Pferde vor das Herrenhaus sprengte. Aber er war zu sehr an die verbindlichen Umgangsformen der guten Gesellschaft gewöhnt, als daß er in dem Benehmen gegen den unerwarteten Gast seinem Befremden auch nur den leisesten Ausdruck gegeben hätte. Da ihm Hardenegg ganz ungenirt und lachenden Mundes erklärte, daß es hauptsächlich das dringende Verlangen nach einem kühlen Trunk gewesen sei, welches ihn bestimmt habe, an die wirthlichen Tugenden des Schloßherrn von Lankenau zu appelliren, so saßen die beiden Herren bald vor einer Flasche trefflichen Rheinweines, welcher goldhell in den grünlichen Gläsern funkelte. Die Unterhaltung bewegte sich um allerlei gleichgiltige Dinge, und Hardenegg wartete eine geraume Weile, ehe er bei günstiger Gelegenheit eine Er-

kundigung nach dem Befinden der Comtesse Hertha in die Unterhaltung einstreute.

Noch ehe jedoch der Graf Zeit gefunden hatte, seine Frage zu beantworten, fügte er lächelnd hinzu: „Allerdings hat mich erst vor einer halben Stunde der Augenschein gelehrt, daß das Ergehen der gnädigen Comtesse ein ganz vortreffliches ist, und daß es vielleicht meine Pflicht gewesen wäre, das erste Glas dieses ausgezeichneten Weines auf ein nahe bevorstehendes freudiges Ereigniß zu leeren."

Bassewitz sah den Sprechenden mit dem Ausdruck ernster Frage an.

„Gestatten Sie mir zu bemerken, lieber Hardenegg, daß ich nicht das Vergnügen habe, Sie zu verstehen."

Der Freiherr machte eine kleine Verbeugung.

„Pardon! Ich wollte nicht indiskret sein. Wenn es vorläufig noch Geheimniß bleiben soll, so wird über meine Lippen gewiß kein Wort des Verrathes kommen."

„Aber ich verstehe Sie wirklich nicht, mein bester Herr Nachbar. Ich weiß so wenig etwas von einem freudigen Ereigniß, welches mir oder meinem Hause bevorstände, als ich den Wunsch hege, Ihre so gütig angebotene Verschwiegenheit nach irgend einer Richtung hin in Anspruch zu nehmen."

Hardenegg erheuchelte eine Verlegenheit, welche lediglich darauf berechnet war, die unruhige Spannung des Grafen auf den Sinn seiner vorigen Andeutungen zu erhöhen.

„Ich muß mir in diesem Fall allerdings den Vor-

wurf machen, ausnehmend ungeschickt gewesen zu sein," sagte er, „ich war offenbar auf dem besten Wege, der Comtesse eine großartige Ueberraschung zu verderben, und ich bitte, meine unvorsichtige Aeußerung als nicht gethan zu betrachten."

„Trotzdem würden Sie mich zu Dank verpflichten, wenn Sie die Güte hätten, sich etwas deutlicher zu erklären. Sollte denn das freudige Ereigniß, von dem Sie sprachen, in Beziehung stehen zu der Person meiner Tochter?"

„Nun freilich! Aber ich fürchte in der That, mir die Ungnade des gnädigen Fräuleins zuzuziehen, wenn ich aus der Schule plaudere."

„Lassen Sie es immerhin darauf ankommen. Ich verspreche Ihnen, Sie zu entschuldigen. Vielleicht handelt es sich ja auch im Grunde nur um Dinge, die mir bereits bekannt sind."

„Das ist sogar das Wahrscheinlichere; denn ich zweifle sehr, daß Comtesse Hertha sonst einen offenen Wiesenrain, der am Ende auch anderen Blicken als den meinigen zugänglich war, zum Schauplatz ihrer ersten, unschuldigen Liebesfreuden gemacht haben würde."

Graf Bassewitz rückte seinen Stuhl ein wenig zurück. Sein Gesicht erhielt plötzlich einen ernsten, strengen Ausdruck und seine Stimme klang beinahe unhöflich hart, als er erwiederte: „Sie scherzen heute nicht ganz glücklich, Herr v. Hardenegg!"

Der Freiherr empfand eine Genugthuung, die für den Augenblick wenigstens stärker war, als das Gefühl der

Scham, welches seine klägliche Rolle nothwendig in ihm erzeugen mußte.

„Also doch eine Ueberraschung?" fragte er, noch immer heitere Unbefangenheit erheuchelnd. „Ich nehme Sie in Bezug auf die verheißene Fürsprache beim Wort, Herr Graf."

Doch Bassewitz war nahe daran, die Geduld zu verlieren.

„Zum Henker, Herr Baron, Sie sollten doch sehen, daß mir das nicht so lustig ist, wie Ihnen. Ich habe bis jetzt nichts Anderes begriffen, als daß Sie mir mit beneidenswerther Kaltblütigkeit etwas ganz Unerhörtes in's Gesicht gesagt haben."

Der veränderte Ton des Grafen nöthigte auch Hardenegg, eine ernstere Haltung anzunehmen.

„Ich kann nur wiederholt mein Bedauern darüber aussprechen, daß ich in der harmlosesten Absicht einen Gegenstand berührt, welcher Ihnen peinlich zu sein scheint. Wenn Sie aber das, was ich gesehen, wirklich für etwas so Unerhörtes halten, so muß ich doch bitten, nicht mich dafür verantwortlich zu machen!"

„Aber um's Himmels willen, was haben Sie denn eigentlich gesehen? Meine Tochter ist in Begleitung eines Reitknechts auf ihrem Brougham ausgefahren, wie sie es noch an jedem Tage seit unserer Ankunft gethan. Was kann denn nun weiter geschehen sein?"

„Ich sah weder einen Reitknecht, Herr Graf, noch einen Wagen! Ich sah nur die gnädige Comtesse Arm in Arm mit einem schwarzlockigen jungen Manne, welchem sie

ohne jedes merkliche Widerstreben das beneidenswerthe Recht einräumte, sie auf offener Wiese zu küssen."

Das kaum verhehlte innerliche Behagen, mit welchem der Freiherr seine Neuigkeit damit nun endlich zu Tage gebracht, mußte den Grafen doch auf eine richtige Vermuthung seiner wahren Beweggründe geführt haben. Statt wie Hardenegg erwartet hatte, in eine gewaltige Aufregung zu gerathen, und sich eingehend nach allen Einzelheiten des skandalösen Vorkommnisses zu erkundigen, zeigte er eine befremdliche Ruhe, und aus der Art seiner Erwiederung klang verständlich genug eine keineswegs schmeichelhafte Empfindung für seinen Besucher.

„Sie hatten es unzweifelhaft sehr gut mit mir im Sinn, Herr v. Hardenegg, als Sie mich von Ihrer vermeintlichen Wahrnehmung in Kenntniß setzten. Ich würde gegründete Ursache haben, Ihnen dankbar zu sein, wenn Sie nicht meiner unumstößlichen Ueberzeugung nach" — und er legte einen besonderen, nicht mißzuverstehenden Nachdruck auf diese Worte — „das Opfer einer sonderbaren optischen Täuschung geworden wären. Die Dame, welche Sie mit einem schwarzlockigen jungen Herrn gesehen haben, war meine Tochter nicht, kann meine Tochter nicht gewesen sein, und ich hoffe, alle Ihre liebenswürdigen Vermuthungen in Bezug auf ein in meinem Hause bevorstehendes freudiges Ereigniß sind durch diese bestimmte Erklärung endgiltig berichtigt worden."

Dabei hatte er sich mit großer Förmlichkeit erhoben und Hardenegg war seinem Beispiel gefolgt. Die fast verächtlich klingenden Worte des Grafen hatten ihn auf

das Aeußerste gereizt, aber er fühlte, daß er sich nur noch empfindlicher bloßstellen würde, wenn er es verriethe.

„Sie sind vollkommen berichtigt, Herr Graf," sagte er kühl. „Ich werde von jetzt ab glauben, das Opfer einer optischen Täuschung geworden zu sein. Ihre Worte haben mich ganz und gar davon überzeugt."

Wenige Minuten später saß er wieder im Sattel, und niemals hatte sein trefflich zugerittenes Pferd eine so launenhafte und grausame Behandlung erfahren, als bei dieser Heimkehr von des Freiherrn erstem und letztem Besuche im Herrenhause von Lankenau.

Nicht all' zu lange nach seiner Entfernung rollte das leichte Gefährt der Comtesse Hertha durch das Parkthor, und behende sprang die junge Dame herab. Ihr schönes Gesicht strahlte in sonnigster Heiterkeit, und mit einer lustigen Melodie auf den Lippen eilte sie in das Arbeitszimmer des Grafen. Schon auf der Schwelle breitete sie lachend die Arme aus, denn sie war gewöhnt, von dem zärtlichen Vater nach der kürzesten Trennung empfangen zu werden, wie nach der Rückkehr von einer langen Reise. Heute aber war die Begrüßung, welche ihr zu Theil wurde, zu ihrem Erstaunen von einer ganz anderen Art.

Mit ernster, beinahe finsterer Miene ging der Graf auf sie zu. Nachdem er die Thür hinter sich geschlossen hatte, nahm er sie bei der Hand und führte sie in die Tiefe des Gemaches.

„Wohin bist Du gefahren, Hertha?" fragte er strenge.

Verwundert, doch ohne jede Scheu blickte sie zu ihm auf.

„Nach dem Buchwaldthal, lieber Vater! War das ein Verbrechen?“

„Und Du hast den Wagen nicht verlassen?“

„Ja, um Alles in der Welt, was für ein hochnothpeinliches Verhör ist es denn, das da mit mir angestellt werden soll? Freilich habe ich ihn verlassen.“

„Ich hoffe, Du wirst nicht die Absicht haben, mich zu täuschen. Es ist hier eine Anklage gegen Dich erhoben worden, deren Glaubwürdigkeit ich noch in diesem Augenblick bezweifle, da ich eine Ehrvergessenheit meines Kindes bisher unter die unmöglichen Dinge zählte.“

„Und Du hast recht daran gethan, Vater!“ rief die Comtesse mit blitzenden Augen. „Ich hoffe, Du wirst es auch weiterhin für unmöglich halten, daß ich meine Ehre jemals vergessen könnte. Aber ich sehe wohl, daß irgend ein Angeber mich bei Dir verlästert hat, und daß ich nicht länger schweigen darf, wie schwer es mir auch wird, eine feierlich gegebene Zusage zu brechen. Komm, Väterchen, setze Dich hierher auf diesen Stuhl und laß mich zu Deinen Füßen kauern, wie früher, wenn Du mir von Deinen Kriegsabenteuern erzähltest. Heute bin ich es, welche über ein Abenteuer zu berichten hat — und selbst Blut ist dabei vergossen worden, wenn es auch nur das Blut eines Ochsen war.“

Halb wider seinen Willen bezwungen durch ihr kindlich unbefangenes Geplauder, folgte Graf Bassewitz der erhaltenen Weisung, und an seine Kniee geschmiegt erzählte ihm Hertha ohne Rückhalt und ohne irgend welches Verschweigen die ganze Geschichte ihrer jungen Liebe. So

liebreizend war dabei ihr glückstrahlendes Gesicht, in so seliger Zuversicht leuchteten ihre Augen, daß es dem Grafen unmöglich gewesen wäre, in heftigem Zorn aufzubrausen, auch wenn ihr Geständniß noch schlimmere Enthüllungen in sich geschlossen hätte. Daß ihre Beichte aber eine keineswegs freudige Wirkung auf ihn hervorbrachte, das verrieth sich deutlich genug in seinen Zügen.

„Mein armes, thörichtes Kind," sagte er, als sie geendet, „wie viel Herzeleid hast Du da uns Beiden bereitet. Ist es Dir denn nicht selber zum Bewußtsein gekommen, daß dies Alles nur ein Traum sein kann, nur das flüchtige Märchen eines schönen Sommertages? Auch wenn ich über alles Andere hinwegsehen könnte, über die Jugend des Künstlers, über die Kürze eurer Bekanntschaft und über die romantischen Umstände, welche wahrscheinlich einen viel zu großen Antheil an dem Entstehen eurer Neigung haben, so müßte ich einem solchen Bündniß doch auf das Entschiedenste meine Zustimmung versagen. Wir haben nicht nur Verpflichtungen gegen uns selbst, sondern auch Verpflichtungen gegen unsere Standesgenossen wie gegen unsere Vorfahren, und ich weiß aus eigenster Erfahrung, daß dieselben zuweilen sehr hart sein können."

„Nein, Vater, das ist nicht Dein Ernst! Du kannst nicht wollen, daß ich um wildfremder Menschen oder gar um unserer todten Vorfahren willen namenlos unglücklich werde! Nur wir Beide, Du und ich, haben über mein künftiges Schicksal zu bestimmen, und ich weiß ja, daß Du mich viel zu lieb hast, um mir mit grausamer Härte entgegen zu treten."

Doch wie zärtlich und innig sie auch bitten und schmeicheln mochte, diesmal gelang es ihr nicht, den Grafen zu einem Wort der Nachgiebigkeit zu bewegen. Es war ihm gut genug anzumerken, wie schwer es ihm wurde, seinem theuren Kinde die Hoffnung auf Verwirklichung seiner sonnigsten Träume zu zerstören, aber er gehorchte sichtlich einem Zwange, welcher stärker war, als die Macht seines persönlichen Empfindens. Traurig senkte Hertha das Köpfchen. Seine milde und liebevolle Art machte es ihr unmöglich, die väterliche Weigerung mit trotziger Entschiedenheit zu erwiedern, und doch war sie weit davon entfernt, ihre Sache als eine hoffnungslos verlorene anzusehen.

„Und Du willst mir nun wohl auch verbieten, Ewald wiederzusehen?“ fragte sie. „Du erwartest, daß es jetzt mit einem Mal ganz aus sei zwischen uns?“

„Und ist es so nicht für alle Theile am besten, Hertha? Weitere Zusammenkünfte hinter meinem Rücken könnten euch doch unter den obwaltenden Umständen wahrlich wenig Freude bringen, und es würde mir sehr weh thun, wenn ich mich gezwungen sähe, mit Härte gegen Dich zu verfahren.“

„Aber was Du verlangst, ist unmöglich! Ich muß Ewald noch einmal wiedersehen, und auch Du mußt ihm Gelegenheit geben, offen mit Dir zu sprechen. Wer weiß, ob es ihm nicht doch auf irgend eine Weise gelingt, Deine schlimmen Vorurtheile zu besiegen.“

Graf Bassewitz schaute eine kleine Weile nachdenklich vor sich hin, dann erklärte er mit freundlichem Ernst:

„Wohl, mein Kind. Dein Wunsch hat eine gewisse Berechtigung, und um zu verhindern, daß sich Ereignisse, wie das heutige, wiederholen, werde ich ihn erfüllen. Ich werde Herrn Ewald brieflich auffordern, mich an einem der nächsten Tage zu besuchen, und ich werde ihm bei diesem Anlaß auch Gelegenheit geben, eine letzte Unterredung unter vier Augen mit Dir zu führen. Ich hoffe, Du wirst mein gutes und verständiges Töchterchen sein, wie Du es bisher gewesen, und wirst Dir an diesem Zugeständniß genügen lassen!"

Hertha fiel ihm um den Hals und küßte ihn herzlich. Ein Versprechen aber gab sie nicht, und als sie dann ihr lauschiges, trauliches Zimmer aufsuchte, hatte sie keineswegs das Aussehen einer tief Unglücklichen, welche mit den schönsten Hoffnungen des Daseins für immer abgeschlossen hat.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Schon war die Dunkelheit völlig hereingebrochen, als der Freiherr Kurt v. Hardenegg wieder durch das Portal von Buchwald schritt. Seine Gemüthsstimmung war die schlechteste von der Welt, denn je deutlicher er sich den Verlauf seiner Unterredung mit dem Grafen Bassewitz in's Gedächtniß zurückgerufen hatte, desto bedrückender hatte er das Erbärmliche seiner eigenen Handlungsweise und das Schimpfliche der erlittenen Demüthigung empfunden. Jedenfalls gab es für ihn im Augenblick keine üblere Gesellschaft, als seine eigenen Gedanken, und er mußte um jeden Preis eine Ablenkung und Zerstreuung haben, von welcher Art dieselbe auch immer sei.

„Ist Baron v. Rhoden schon zurückgekehrt?" fragte er, während er hastig sein Handschuhe auszog, den Diener, und da er nicht sogleich eine Antwort erhielt, fuhr er ihn zornig an: „Nun, haben Sie nicht verstanden, wonach ich Sie gefragt habe! Ist der Baron im Schlosse?"

„Nein, gnädiger Herr. Aber der Wagen ist vor einer halben Stunde leer vom Bahnhofe heimgekommen."

„Der Wagen — vom Bahnhofe? Was ist das nun wieder für ein Geschwätz! Wen hat denn der Wagen zur Station gebracht? Doch nicht etwa den Baron?"

„Allerdings, gnädiger Herr. Der Herr Baron gedachten mit dem Abendzuge in die Hauptstadt zurückzukehren. Der noch hier verbliebene Theil des Gepäcks soll morgen nachgeschickt werden."

Ein heftiges Zittern erschütterte Hardenegg's Körper.

„Und wissen Sie auch, welche Ursache diese plötzliche Abreise hatte?" fragte er, all' seine Kraft aufbietend, um sich zu beherrschen. „Hat der Baron irgend eine Bestellung für mich zurückgelassen?"

„Davon ist mir nichts bekannt, gnädiger Herr. Aber der Franz des Herrn v. Rhoden ist ja noch hier geblieben, eben wegen des Gepäcks. Vielleicht hat er einen diesbezüglichen Auftrag erhalten."

„So bringen Sie ihn unverzüglich her — hören Sie, auf der Stelle! Es wird sich wahrscheinlich um Dinge von der größten Wichtigkeit handeln."

Nur wenige Minuten später trat der Reitknecht, welcher zugleich die Obliegenheiten eines Kammerdieners bei Rhoden versah, über die Schwelle.

„Der Herr Baron läßt sich bei dem gnädigen Herrn entschuldigen," meldete er, „es war ihm leider unmöglich, persönlich Abschied zu nehmen, und ich habe den Befehl, diesen Brief dem gnädigen Herrn zu eigenen Händen" — er betonte diese letzten Worte mit einem so unverschämten Lächeln, als ob er selbst von dem Inhalt des Schreibens Kenntniß hätte — „zu übergeben."

Hardenegg that keine weitere Frage. Er winkte dem jungen Menschen mit der Hand, sich zu entfernen, und ließ sich in den Sessel vor seinem Schreibtisch nieder, um den Brief zu lesen, dessen Umhüllung er nur mit einem Gefühl leisen Grauens hatte entfernen können.

Und selbst die schlimmsten seiner Befürchtungen wurden durch den Inhalt des verhängnißvollen Schreibens übertroffen. Er lautete in vernichtender Kürze:

„Mein bester Hardenegg!

Du magst Dir von Deiner schönen Schwägerin des Weiteren über die Gründe meiner plötzlichen Abreise berichten lassen; ich selbst kann mich auf die einfache Erklärung beschränken, daß dieselbe unumgänglich geboten war. Meine Bewerbung um die Hand des Fräulein Stiller ist mit allen Folgerungen, welche wir an dieselbe geknüpft, hinfällig geworden. Du hast wohl die Güte, dementsprechend Deine Vorkehrungen zu treffen, denn trotz all' meiner aufrichtigen Freundschaft für Dich würde ich aus Gründen, welche Dir bekannt sind, nicht in der Lage sein, irgend welche weiteren Zugeständnisse zu machen.

Mit freundlichem Dank für genossene Gastfreundschaft

Hartmuth v. Rhoden."

So war denn das Spiel verloren, schmählich verloren durch eine Weiberlaune, und es galt dem Freiherrn fast als gewiß, daß es seine eigene Gattin gewesen war, welche ihn trotz seines unzweideutigen Hinweises auf die Folgen mit kaltem Blute allen Martern seiner gegenwärtigen peinvollen Lage preisgegeben hatte.

Ein wilder, wüthender, tödtlicher Haß gegen Elfriede und gegen ihre Schwester erstickte für den Augenblick jede andere Regung und jeden anderen Gedanken. Ungestüm setzte er die Glocke in Bewegung und herrschte den bestürzt eintretenden Diener an: „Theilen Sie meiner Frau mit, daß ich sie zu sprechen wünsche! Aber eilen Sie, und starren Sie mich nicht mit einer so blödsinnigen Miene an!“

„Ich bitte gehorsamst um Verzeihung; aber die gnädige Frau —“

„Nun! Was ist's mit ihr?“

Er ließ in seiner Ausdrucksweise jede Rücksicht fahren, welche er wenigstens vor den Dienstboten der Trägerin seines Namens unter allen Umständen schuldig gewesen wäre. Keine Demüthigung, welche er ihr bereiten konnte, erschien ihm tief und schimpflich genug für das Verschulden, das er ihr zur Last legte.

„Die gnädige Frau hat vor einer halben Stunde das Schloß verlassen,“ ergänzte der Diener, welcher sich vorsichtig so weit als möglich von seinem Herrn zurückgezogen hatte, die funkelnden Augen und das zornglühende Gesicht desselben mochten ihm denn doch gar zu unheimlich erscheinen.

„Ah! Und Fräulein Stiller?"

„Es ist von den Herrschaften Niemand anwesend als Ihre gnädigste Frau Mutter."

Mit der ohnmächtigen Wuth eines gefangenen Raubthieres schritt Hardenegg auf und nieder.

„Vortrefflich!" murmelte er vor sich hin. „Vortrefflich!" Und dann einer plötzlichen Eingebung folgend, kehrte er sich wieder gegen den Diener: „Wissen Sie vielleicht auch, wohin meine Frau gegangen ist? Man pflegt ja über dergleichen in diesem Hause sonst sehr gut unterrichtet zu sein."

„Die gnädige Frau Baronin nahm den Weg nach Frauensee, soviel ich sehen konnte."

„Und wer war in ihrer Begleitung?"

„Niemand, gnädiger Herr."

„Es ist gut. — Sie können gehen."

Der Diener leistete dem Befehl, welcher in den letzten Worten lag, sichtlich mit nicht geringer Herzenserleichterung Folge, und bei dem Freiherrn schien an die Stelle der vorigen maßlosen Erregung die finstere Ruhe eines zielbewußten Entschlusses getreten zu sein. Er öffnete ein Fach seines Schreibtisches und entnahm demselben einen blinkenden Revolver. Die kleinen gelben Zündstifte, welche aus den Oeffnungen der Trommel hervorragten, zeigten an, daß sämmtliche Läufe geladen waren; aber noch ehe Hardenegg die Waffe zu sich gesteckt hatte, mußte er wieder anderen Sinnes geworden sein, denn er warf sie mit einer verächtlichen Geberde auf ihren vorigen Platz zurück.

„Ich denke, für das, was mir da zu thun bleibt, wird auch diese Waffe genügen!“ sagte er ingrimmig vor sich hin, indem er die vorhin bei Seite gelegte Reitpeitsche an sich nahm. „Die Abrechnung soll darum wahrhaftig nicht minder vollständig werden!“

Ein paar neugierig nachschauende Domestiken sahen ihn bald nachher mit langen Schritten desselben Weges wandern, welchen vorhin die Freifrau v. Hardenegg ohne jede Begleitung gegangen war.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Das armselige, halb verfallene Häuschen des Tagelöhners Karsten lag ein gutes Stück von dem Dorfe Frauensee entfernt. Die Dorfleute kümmerten sich nicht eben viel um die Bewohner der Hütte, denn der Tagelöhner Karsten hatte weit und breit einen gar schlimmen Ruf. Als unverbesserlicher Wilddieb hatte er schon wiederholt sehr strenge Bestrafungen erlitten, und nicht mit Unrecht mochten außerdem die Leute von ihm behaupten, daß er ein Trinker und ein Mensch von rohen, gewaltthätigen Neigungen sei. Daß es ihm aus allen diesen Gründen herzlich sauer wurde, irgendwo eine ordentliche, ehrliche Beschäftigung zu finden, und daß er sich zumeist mit den allergeringsten Löhnungen begnügen mußte, war unter solchen Umständen nicht zu verwundern; aber die wackeren Bewohner von Frauensee hatten keine Ursache, sich die Köpfe darüber zu zerbrechen, auf welche Weise Karsten sich und die Seinigen rechtschaffen durch die Welt bringen solle.

In dem armseligen Zufluchtswinkel dieser Elenden und von aller Welt Verlassenen war es, wo sich der Pastor Werner und die junge Gemahlin des Freiherrn v. Hardenegg nach den Ermittelungen der klugen Kammerfrau allabendlich ein Stelldichein geben sollten. Und dort waren sie in Wahrheit seit einer Woche fast Tag für Tag zusammen gekommen; dort saßen sie auch an diesem Abend in der niedrigen, schlecht beleuchteten Stube einander gegenüber. Aber es hatte nicht gerade den Anschein, als ob dies der geeignete Ort sei für ein zärtliches Liebesgeflüster. Trauriger und trostloser konnte man sich kaum eine menschliche Wohnung denken, als diese, jammervoller und unverhüllter konnte menschliches Elend kaum zu Tage treten, als hier. Wohl hatten sich Elfriede und Werner bemüht, zu helfen, soweit es in ihren Kräften stand; aber der Dorfgeistliche so wenig als die Freifrau hatten über reiche Mittel zu verfügen, und die Anforderungen, welche auch von anderen Hilfsbedürftigen an sie gestellt wurden, waren bei der in der ganzen Gegend herrschenden Noth leider zahlreich genug. Darum hatten sie in Karsten's Hause vorerst nur dem schrecklichsten Mangel Einhalt gebieten können, und noch immer grinsten Jammer und Entbehrung aus den öden Winkeln wie von den leeren Wänden.

Der Tagelöhner kauerte in einer halbdunklen Ecke auf niedrigem Schemel und starrte stumpf und gleichgiltig vor sich hin auf die rissigen Dielen. Ihn schien durchaus nicht zu kümmern, was da um ihn her geschah; er hatte nur flüchtig mit dem Kopfe genickt, als ihm von Werner mitgetheilt worden war, daß der Bauer Huhndorf bereit

sei, ihn auf mehrere Wochen bei gutem Lohn einzustellen, und bei dem Eintritt Elfriedens waren seinem Munde einige unartikulirte Laute entfahren, die wohl eine Begrüßung sein sollten, obschon sie recht gut auch für eine Verwünschung hätten gelten können.

Rechts und links von einem mit sauberem Linnen überzogenen Krankenbette hatten sich die beiden Besucher niedergelassen, und dort sprachen sie halblaut mit einer kleinen, hohlwangigen, ausgemergelten Frau, die am Fußende des Bettes stand. Es war des Tagelöhners Weib, eine brave, rechtschaffene Person, der kein Mensch etwas Schlimmeres nachsagen konnte, als daß sie eben ihr Herz an einen unverbesserlichen Taugenichts gehängt habe. Sie litt schon seit Jahren an einem unheilbaren schleichenden Uebel, das ihr nicht mehr gestattete, andere als leichte Arbeit zu verrichten, und das sie aller menschlichen Voraussicht nach in nicht sehr ferner Zeit von allem irdischen Leid und Jammer befreien mußte. Auf den Kissen des einfachen Lagers aber ruhte die zarte Gestalt und das liebliche, unschuldsvolle Haupt eines etwa zehnjährigen Mädchens — ein Antlitz voll so süßer Reinheit und voll so himmlischen Friedens, als wäre es aus einem Dürerschen Bilde herausgeschnitten. Das lange goldblonde Haar lag in zwei dicken Zöpfen auf der Bettdecke; die mageren Händchen aber, deren eine Elfriede ergriffen hatte, und die weiße, durchsichtige Haut der schmalen Wangen gaben Zeugniß davon, daß dieser zierliche, schlanke Körper von schwerem Leiden heimgesucht sein müsse. Die Kleine schien zu schlummern oder doch von einem schmerzlosen

Halbschlaf umfangen zu sein; ihre Augenlider waren geschlossen, so daß die langen seidenen Wimpern feine Schatten auf die blassen Wangen zeichneten, und von Zeit zu Zeit huschte es wie ein schwaches, traumhaftes Lächeln um die zart geformten Lippen.

„Ja, gnädigste Madame," sagte die Tagelöhnersfrau mit gefalteten Händen. „Es war heute seit langer Zeit wieder der erste freudige Tag für mich. Schon wie der Doktor hereinkam und unsere Marie ansah, machte er ein ganz vergnügtes Gesicht, und wie er sie dann untersucht hatte, klopfte er mir auf die Schulter und meinte: ‚Na, diesmal hätten wir sie noch glücklich um die scharfe Ecke herumgebracht. Mit der erforderlichen Aufmerksamkeit und Pflege kann es jetzt nicht mehr fehlen, daß sie wieder gesund wird wie ein Fisch im Wasser.' — Ach, gnädigste Madame, ich habe schon so viel Hartes und Trauriges erfahren in meinem Leben, daß ich immer meinte, ich hätte gar keine Thränen mehr; aber wie ich das von dem Doktor hörte, da stürzten sie mir heiß aus den Augen, und ich weinte vor Freuden, wie ich kaum vor Schmerz hätte weinen können, wenn sie mir gestorben wäre."

„Ich habe wohl gesehen, wie lieb Sie Ihr Enkelkind haben," erwiederte Elfriede freundlich, „und auch mir ist diese Erklärung des Arztes eine wahre Freudenbotschaft; aber ich hoffe, liebe Frau Karsten, Sie werden mir nach Mariens völliger Wiederherstellung Ihre Einwilligung, sie irgendwo bei guten Leuten unterzubringen, nicht länger versagen."

Die kranke Frau fuhr sich mit dem Rücken der Hand

über die Augen und räusperte sich, als ob sie etwas Fremdes in der Kehle spüre; aber sie nickte doch zustimmend und meinte nach einem kurzen Schweigen: „Nein, nein, ich will mich nicht länger sträuben, denn sie wäre vielleicht gar nicht krank geworden, wenn sie es immer hätte so gut haben können, wie andere Kinder. Es war gewiß recht schlecht von mir, daß ich sie nicht fortlassen wollte, weil ich meinte, ich könnte nicht leben ohne die Kleine. Aber Sie wissen vielleicht nicht, gnädigste Madame, wie es ist, wenn man sich so von dem einzigen Schönen und Guten trennen soll, das man auf der Welt hat. Es wird mir hart ankommen, aber ich sehe wohl ein, daß es sein muß, und am Ende werde ich es ja auch so wie so nicht mehr lange machen."

„Beruhigen Sie sich, gute Frau," sagte Werner in einem so sanften und herzgewinnenden Ton, wie ihn nur die Armen und Unglücklichen seiner Gemeinde zu hören gewöhnt waren. „Wenn auch die Kleine nach der bestimmten Erklärung des Arztes nicht länger in diesem feuchten und ungesunden Hause bleiben darf, so sollen Sie darum doch nicht ganz und gar von ihr getrennt werden. Ich habe mit meiner Haushälterin gesprochen, und da sie mit Freuden bereit ist, die vermehrte Mühe auf sich zu nehmen, so werde ich mit Ihrer und Ihres Mannes Einwilligung die kleine Marie so bald als möglich in das Pfarrhaus nehmen. So lange ich im Stande bin, für ihr leibliches und seelisches Wohlergehen zu sorgen, wird es geschehen, und Ihnen, meine gute Frau Karsten, soll es zu jeder Stunde freistehen, Ihre Enkelin zu besuchen."

Mit einem freudigen Aufleuchten in den Mienen hatte Elfriede seiner Erklärung zugehört, nun reichte sie ihm über das Bett des Kindes hinweg stumm ihre Hand. Die Frau des Tagelöhners aber vermochte kaum Worte zu finden für den Ausdruck ihres überströmenden Dankgefühls.

„Das ist wahrhaftig noch das Letzte, was Sie an uns thun konnten, Herr Pastor," sagte sie in der derben, unumwundenen Art der Leute ihres Standes. „Ohne Sie und die gnädigste Madame lägen wir Beide, die Marie und ich, wohl schon lange auf dem Kirchhof, und daran, was aus meinem Mann geworden wäre, mag ich gar nicht denken. Und nun wollen Sie auch das Kind zu sich nehmen! Wahrhaftig, wenn der Herr Pastor der Freiherr, oder die gnädigste Madame die Frau Pastorin wäre, so möchte es gut bestellt sein um alle armen Leute!"

Daß Elfriede sich so schnell erhob, mochte vielleicht nur geschehen, um ihr tief erglühendes Antlitz vor Werner zu verbergen. Auch war es wohl ihre Absicht, die Tagelöhnersfrau an weiteren Herzensergießungen zu hindern.

„Ich darf mich heute nicht länger aufhalten, Frau Karsten," sagte sie, „und es ist auch wohl am besten, wenn wir nicht erst den Schlummer unseres Lieblings stören. Morgen früh werde ich Ihnen wieder einige Stärkungsmittel für die Kleine schicken."

Gemeinsam mit dem Pastor, der sich ebenfalls schweigend erhoben hatte, verließ sie das Häuschen, die Frau gab ihnen bis an die Schwelle das Geleit und schaute ihnen nach, wie sie auf dem schmalen Wege zwischen den Wiesen langsam der Landstraße zugingen.

„Schade um die Beiden!“ sagte sie kopfschüttelnd vor sich hin.

In eben diesem Augenblick wandte sich Elfriede mit gesenktem Blick zu ihrem Begleiter: „Auch ich möchte Ihnen noch einmal dafür danken, daß Sie die Zukunft des Mädchens sichern wollen. Es ist mir damit eine um so schwerere Sorge vom Herzen genommen worden, als ich meine Besuche bei den Karstens nun wohl bald werde einstellen müssen. Ich bemerke sehr gut, daß jeder meiner Schritte beobachtet wird, und ich bin stündlich darauf gefaßt, daß mir mein Gatte verbietet, zu den armen Leuten zu gehen.“

„Warum sollten Sie beobachtet werden? Ist es doch wahrlich kein Unrecht, was Sie da thun!“

„In den Augen der Freifrau v. Hardenegg mag es wohl für ein Unrecht gelten. Sie kennen ja ihre Gesinnungen in Bezug auf die nothleidende Bevölkerung dieser Gegend, und selbst wenn diese Gesinnungen andere wären, würde sie keine Gelegenheit ungenützt lassen, sich mir hindernd und feindselig in den Weg zu stellen. Es ist leider kein Zweifel mehr möglich, daß sie mich vom Grund ihres Herzens haßt, und daß sie mich schonungslos vernichten würde, wenn ihr eine Möglichkeit dazu gegeben wäre. Ich weiß nicht, wie sich unter solchen Umständen meine Zukunft gestalten soll. Ach, Werner, ich fürchte, es war nicht nur ein verhängnißvoller Irrthum, sondern auch ein schweres Unrecht, welches ich vor vier Jahren mit meiner Einwilligung in diese Heirath beging!“

Wie ein verzweifelter Aufschrei aus den geheimsten Tiefen ihres Herzens klangen diese Worte an sein Ohr, und heute besaß er nicht mehr den Muth, ihr das Sündhafte solcher Klagen zu verweisen.

„Sie thaten es um Ihres Vaters und um Ihrer Geschwister willen, Elfriede," sagte er leise. „Ihre Absicht war gut, auch wenn Sie über die Folgen des Ereignisses in einem Irrthum gewesen wären."

„Nein, nein, nein! Es ist umsonst, beschönigen zu wollen, was niemals, selbst nicht um des besten Zweckes willen, beschönigt werden kann. Die Lüge ist es, welche sich an mir rächt; denn eine Lüge war es, als ich mit dem ungeliebten Manne vor den Altar trat. Mit der getreuen Pflichterfüllung ist es in einer Ehe nicht gethan. Ich darf mit reinem Gewissen sagen, daß ich mich niemals gegen meine Pflicht verging, und doch fühle ich mich schuldig, da ich meinem Gatten niemals geben konnte, worauf er doch gerechten Anspruch hatte — meine Liebe. Ich mache Ihnen keinen Vorwurf, denn Niemand kann von der Lauterkeit Ihrer Gesinnung inniger überzeugt sein, als ich. Aber ich bin vielleicht das einzige Wesen, welches bitter bereuen muß, Ihrem Rathe gefolgt zu sein."

Wie ein Ausdruck des Schreckens erschien es auf seinem Gesicht.

„Meinem Rathe, Elfriede? So war es nicht Ihr eigener Entschluß, welchem Sie damals gefolgt sind?"

„Nein! Jetzt darf ich es Ihnen ja sagen, da wir uns Beide reinen Herzens wissen, und da wir vielleicht nie wieder Gelegenheit haben werden, über diese traurigen

Dinge zu sprechen. Ich war nicht so hochherzig und selbstlos, als Sie glaubten. Selbst das vermeintliche Paradies, welches den Meinigen in Aussicht stand, und die kindliche Freude meines Vaters hätten mich kaum bestimmen können, mein Glück und meine Zukunft mit eigener Hand so grausam zu zertrümmern. Schon war ich fest entschlossen, mich an Sie um Hilfe und Beistand zu wenden — eine Viertelstunde noch, und der Brief wäre nicht mehr in meinen Händen gewesen, der mein ganzes künftiges Leben Ihrem Schutze anvertraute. Da aber — eben im letzten Augenblick — kam Ihr eigenes Schreiben, Ihre Erklärung, daß Sie mich verschmähten und daß Sie von meiner Kindesliebe die Annahme jenes glänzenden Antrages erwarteten. Was sollte ich da noch thun? Ich war gewohnt, zu Ihnen aufzublicken als zu dem verkörperten Inbegriff aller Rechtschaffenheit und Wahrhaftigkeit, wenn Sie es für meine Pflicht hielten, mich der Lüge schuldig zu machen, mußte ich mir da nicht feige und selbstsüchtig erscheinen, wenn ich auch nur eine Stunde lang zauderte? Das ist der Antheil, Werner, welchen Sie an der Geschichte meiner Heirath haben."

Sie war während des Sprechens stehen geblieben, aber sie würde ihre Erzählung vielleicht nicht beendet haben, wenn sie nur ein einziges Mal zu ihrem Begleiter aufgesehen hätte. Der junge Geistliche war im innersten Herzen erschüttert, denn diese unbarmherzigen Worte drohten den Frieden seines Gewissens zu zerstören, welcher ihm bis dahin Kraft gegeben hatte, alles Herzeleid mit freudiger Ruhe zu tragen und allen Anfechtungen mann=

haft zu widerstehen. Mit Schrecken wurde er nun, da der Schleier vor seinen Augen zerriß, gewahr, daß er in falsch verstandenem Pflichtgefühl nicht nur sein eigenes Lebensglück vernichtet hatte, sondern auch dasjenige eines vertrauenden Wesens, welches ihm über Alles theuer war. Ihm war, als würde plötzlich unter seinen Füßen der Boden fortgezogen, auf dem er so lange in fester, selbstbewußter Sicherheit gestanden, als wälze sich die Last einer Verantwortung auf seine Schultern, die zu ertragen er nicht mehr im Stande sei.

Er wollte Elfriede antworten, doch ihm, dem sonst so warm Beredten, fehlte der Ausdruck für das herbe Weh der Selbstanklage, die allein seine Erwiederung ausmachen konnte. Und dann, als er eben die Lippen öffnete, trat ein Ereigniß ein, auf das Keines von ihnen vorbereitet gewesen war.

Aus dem Dunkel des Buschwerks, welches hier den Weg umsäumte, löste sich eine männliche Gestalt. Mit einem leisen Aufschrei erkannte Elfriede ihren Gatten, dessen dunkel gerötheltes, von wahnwitziger Wuth entstelltes Gesicht nur zu deutlich verrieth, daß diese Begegnung keine zufällige sei. Mit zwei raschen Schritten war er auf sie zu getreten, und nun stellte er sich mit lautem, höhnischem Auflachen dem Pastor in den Weg.

„Guten Abend, meine Herrschaften!“ klang es rauh und heiser von seinen Lippen. „Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich genöthigt bin, den Austausch Ihrer zärtlichen Empfindungen etwas unsanft zu unterbrechen.“

Werner war betroffen, wie wenn er wirklich auf einem

Unrecht ertappt worden sei. Gerade weil er an keine andere Möglichkeit dachte, als daran, daß der Freiherr seiner Gattin wegen des verbotenen Krankenbesuches zürne, war er in Verlegenheit, wie er ihre Vertheidigung zu führen habe. Elfriede aber durchschaute auf der Stelle den schändlichen Anschlag, dessen Opfer sie werden sollte, und der Stolz ihrer beleidigten Frauenwürde lehnte sich zornig auf gegen das brutale Vorgehen Hardenegg's.

„Du thust allerdings gut daran, für Dein Auftreten um Entschuldigung zu bitten," sagte sie streng, seinen funkelnden Blick furchtlos aushaltend. „Ich bin so wenig gesonnen, mich einer unwürdigen Beaufsichtigung zu unterwerfen, als ich eine so schimpfliche Behandlung noch länger dulden werde."

„Schweig', Ehrvergessene!" donnerte der Freiherr, seiner selbst nicht mehr mächtig und mit weithin schallender Stimme. „Ist es die Nähe Deines Freundes, welche Dir Muth macht, mir so zu begegnen, so laß doch sehen, ob Dein Freund Courage genug hat, Deinen Beschützer zu spielen. Auf der Stelle wirst Du mir folgen, um die Strafe zu erwarten, welche ich über Dich verhängen werde!"

Und mit der linken Hand ergriff er ihren Arm, daß die Rohheit seines Druckes ihr einen Schmerzensruf erpreßte. Mit abwehrend erhobener Rechten trat Werner dem Wüthenden entgegen; doch würde seine Hilfe der Bedrohten wahrscheinlich von geringem Nutzen gewesen sein, wenn ihr nicht in diesem Augenblick ein ebenso unerwarteter als thatkräftiger Beistand gekommen wäre.

Zwei schlanke Arme, deren Muskeln und Sehnen von Stahl zu sein schienen, umschlangen von hinten her den Oberkörper Hardenegg's, und ehe er noch im Stande gewesen war, sich nach dem unsichtbaren Angreifer umzusehen, war er mit einem einzigen kraftvollen Stoße um mehrere Schritte seitwärts geschleudert worden.

„Ewald! Mein Bruder Ewald!" rief Elfriede in höchster Ueberraschung, und der Jüngling, welcher vor sie hintrat, um sie durch seine geschmeidige Gestalt zu decken, rief mit blitzenden Augen:

„Ja, Dein Bruder Ewald, der wahrhaftig zur rechten Zeit gekommen ist, um einem nichtswürdigen Feigling das Handwerk zu legen. — Wagen Sie es, sie zu berühren, und — beim ewigen Gott! — ich stoße Sie mit diesem Messer zu Boden!"

Das unheimliche metallische Funkeln des Gegenstandes, welchen er in der Faust des Jünglings sah, mochte dem Freiherrn einen Theil seiner ruhigen Besinnung wiedergeben. Vielleicht erinnerte er sich jener nächtlichen Straßenscene nach dem Künstlerfest, bei welcher Ewald, damals fast noch ein Knabe, eine so rühmliche Probe seines persönlichen Muthes abgelegt, und vielleicht auch wünschte er an dem neuerstandenen Feinde, in welchem er auf den ersten Blick Hertha's vorigen Begleiter erkannt hatte, eine empfindlichere Rache zu nehmen, als sie an dieser Stelle und in diesem Augenblick möglich war.

„Eine würdige Sippschaft — in der That!" höhnte er. „Fast könnte mir wirklich die Neigung vergehen, mich mit solchem Gelichter weiter zu befassen. Zum letzten

Mal, Elfriede, stelle ich Dich vor die Wahl, mich entweder auf der Stelle zu begleiten, oder die Schwelle meines Hauses für immer zu meiden. Es ist unter dem Dache der Hardenegg kein Platz für —"

Er kam nicht dazu, die schwere Beschimpfung auszusprechen, welche ihm auf den Lippen schwebte. Mitten in seiner Rede taumelte er entsetzt um einen Schritt zurück, wie vor der Erscheinung eines Gespenstes. Der weiche Boden hatte ihn den Schritt des näher kommenden Kostomarow nicht vernehmen lassen, und nun stand der Alte neben ihm, als hätte sich seine unheimliche Gestalt urplötzlich aus Dunst und Nebel zusammengesetzt.

„Nur weiter, Herr v. Hardenegg! Warum bleibt Ihnen denn der Schluß der schönen Rede in der Kehle stecken? Vielleicht erlauben Sie mir, sie zu vollenden. Und merken Sie wohl auf, was ich Ihnen sage: Unter dem Dache von Buchwald wird fortan kein Platz mehr sein für Betrüger und Diebe, für Spieler und Kuppler. Die Spitzbubenherrlichkeit ist zu Ende! Schnüre Dein Bündel, Kurt v. Hardenegg, und hüte Dich, nur eines Pfennigs Werth mitzunehmen von dem, was Dir nicht gehört."

So nahe stand er vor dem Freiherrn und so schutzlos, daß es diesem ein Geringes gewesen wäre, ihn mit einem Schlage zu Boden zu strecken. Aber dieser dachte nicht daran, seine Hand gegen den unheimlichen Alten zu erheben. Keuchenden Athems, die linke Faust mit krampfigem Druck auf die Brust gepreßt, stierte er ihn an; dicke Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn.

„Sie sind ein wahnsinniger Lügner!“ rang es sich mühsam in abgebrochenen Lauten von seinen Lippen.

Kostomarow schien sich erbarmungslos an seinen Qualen zu weiden.

„Noch ehe es wieder Mittag geworden ist, werde ich Dir bewiesen haben, daß ich weder wahnsinnig bin, noch ein Lügner!“ sagte er mit seiner dumpfen, klanglosen Stimme, die in ihrer grausamen Bestimmtheit so fürchterlich war. „Wohl hat sich in den Schneewüsten Sibiriens der Freiherr Botho v. Hardenegg vor seinen Verfolgern in einen Russen Kostomarow verwandelt, aber ihm ist glücklicher Weise die Möglichkeit geblieben, seinen Anspruch auf den Namen und das Erbe seiner Väter mit unwiderleglichen Zeugnissen darzuthun, sobald es ihm beliebt. Den Bruder, der den verschollen Geglaubten bestahl, ließ ich gewähren, weil der Besitz für mich keinen Werth hatte, und weil Jener wohl leichtfertig war, aber kein Schurke. Der Neffe jedoch hat das Maß meiner Geduld zum Ueberschäumen gebracht. Er war nicht nur ein Dieb aus Noth und Leichtsinn, sondern er wurde zwiefach zum Diebe aus Ehrlosigkeit und niedriger, schmachvoller Leidenschaft. So mag er denn vor aller Welt verworfen und gebrandmarkt sein, wie es dem Ehrlosen gebührt.“

Von denen, die ihm zuhörten, konnte nur Einer den Sinn seiner entsetzlichen Worte verstehen, und dieser Eine schien außer Stande, den Anblick des Alten noch länger zu ertragen. Mit übermenschlicher Anstrengung schüttelte er den Druck des lähmenden Schreckens von sich ab, und indem er seine Reitgerte pfeifend durch die Luft sausen

ließ, rief er mit schrillem Auflachen: „Es ist wahrhaftig wie in einem Schauerstück: Wegelagerer und Verrückte! Doch ich habe genug von dem tollen Spuk. Morgen werde ich mit Euch Allen aufzuräumen wissen!"

Und er ging davon, fest, aufrecht, mit hallenden Schritten, wie ein ungebrochener Mann. Bald verhüllten die nächtlichen Schatten den Anderen seine hohe Gestalt, und Niemand war, welcher hätte behaupten können, daß er den Freiherrn v. Hardenegg hätte zusammenbrechen gesehen, wie einen von der Last seiner Schuld zermalmten armen Sünder. —

Elfriede hatte sich an die Brust des wiedergefundenen Bruders geschmiegt, der in der Zeit der Trennung aus einem Knaben zum Manne geworden war, und ihr weinendes Antlitz ruhte an seiner Schulter. Schwer auf seinen Krückstock gestützt, hinkte Kostomarow zu der Schweigenden hin.

„Weinen Sie nicht, Frau v. Hardenegg," sagte er mit einer Ritterlichkeit, welche Ewald fast noch mehr in Erstaunen setzte, als alles Voraufgegangene. „Wir Alle wissen, daß Sie keines Unrechts schuldig sind, und Sie werden von dem Manne, der uns soeben verlassen hat, nichts mehr zu fürchten haben. Lassen Sie sich von Ihrem Bruder getrost in das Pfarrhaus begleiten. Ich und der Pastor, wir werden schon irgendwo ein Nachtquartier finden. Und die Nachrede der Klatschmäuler soll Sie nicht berühren, denn für Ihre Ehre und für Ihre Reinheit werde ich selber einstehen, ich, das Haupt der Familie, deren Namen Sie tragen."

Schweigend fügten sich die Drei den Anordnungen des Alten. Sie fühlten Alle, daß der nächste Tag einer der bedeutungsschwersten sein würde in ihrem Leben.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Mit schlaff herabhängenden Armen und auf die Brust gesenktem Haupte saß Hardenegg vor seinem Schreibtische. Er fühlte sich zum Tode ermattet und doch wühlte und wirbelte es in seinem Gehirn; doch war es ihm, als müsse er wieder aufspringen und auf's Gerathewohl hinausstürmen in die nächtlich dunkle Welt. Vor ihm lag ein Miniaturporträt in altmodischer, zierlicher Fassung. Er hatte lange darauf hingestarrt, hatte es von sich geworfen und dann, wie von einer unwiderstehlichen Macht getrieben, immer von Neuem betrachtet. Das Bildniß zeigte das Antlitz eines schönen, bartlosen Jünglings — seines Oheims Botho v. Hardenegg. Vergeblich war der Freiherr bemüht, in diesem edlen Gesicht mit dem sanften, beinahe schwärmerischen Ausdruck irgend welche Aehnlichkeit zu finden mit dem düsteren, gespensterhaften Antlitz Kostomarow's.

„Es ist unmöglich!" sagte er stets von Neuem vor sich hin. „Er ist ein Narr oder ein Betrüger! Man wird ihn einfach in's Irrenhaus sperren oder in's Gefängniß!"

Aber wie oft er sich das auch wiederholen mochte, es wollte damit doch keine Beruhigung und keine Erleichterung über ihn kommen. Selbst wenn der entsetzliche Alte mit Bewußtsein log oder das Opfer seiner eigenen

Einbildungen war, selbst wenn es ihm nicht gelang, irgend einen Menschen von der Berechtigung seiner vermeintlichen Ansprüche zu überzeugen, konnte er den Freiherrn doch zu Grunde richten, wenn er nicht auf der Stelle zum Schweigen zu bringen war. Sein Schicksal war ja besiegelt, wenn die Welt erfuhr, daß dies Schloß, diese Güter, dieser ganze Reichthum nicht der rechtmäßige Besitz des Freiherrn Kurt v. Hardenegg, sondern derjenige eines verschollenen, vielleicht noch nicht einmal gestorbenen Oheims waren. Mit Verachtung oder doch mit ernstem Mißtrauen würde man sich von ihm abwenden, und Keiner würde sich bereit finden, ihm die Summe vorzuschießen, deren er für die Einlösung des in Rhoden's Händen befindlichen Wechsels bedurfte.

Und wenn er diesen Wechsel am Verfalltage nicht einlösen konnte? Blieb ihm dann überhaupt noch eine Wahl? Gab es dann noch einen anderen Ausweg?

Er dachte an seine Mutter. Sie mußte über ziemlich bedeutende Baarmittel verfügen. Vielleicht war sie im Stande, ihm für den Augenblick zu helfen; aber selbst wenn sie dazu bereit gewesen wäre, durfte er denn ein solches Opfer fordern und annehmen? Er wußte ja nicht, wie all' diese drohenden, verworrenen Verhältnisse sich weiter gestalten würden, und es wäre ein neues Verbrechen gewesen, die Mutter hineinzuziehen in das eigene Verderben.

Dennoch kehrten seine ruhelosen Gedanken immer wieder zu diesem Punkte zurück. Trug denn nicht auch seine Mutter einen großen Theil der Verantwortung für Alles,

was geschehen war? Hatte er denn nicht die Schuld seiner Eltern auf sich nehmen und wohl oder übel auf dem abschüssigen Wege weiterschreiten müssen, welchen sie vor ihm eingeschlagen? Und überdies — die Freifrau war klug und energisch. Sie hatte zu Lebzeiten ihres Gatten Tag für Tag mit der Möglichkeit rechnen müssen, dem wiederkehrenden Schwager Auge in Auge gegenüber zu stehen; sie wußte vielleicht auch jetzt Rath zu schaffen, wo der Freiherr, über welchen im Laufe eines einzigen Tages zu viel hereingebrochen war, keine Hilfe und keinen Ausweg mehr sah.

Mühsam wie ein Schwerkranker stand Kurt von seinem Stuhle auf. Er konnte nicht bis zum folgenden Morgen warten, konnte dies Schreckliche nicht allein tragen, eine ganze, endlose Nacht hindurch. Er würde die Freifrau aus dem Schlummer wecken müssen, aber was bedeutete das! Wo so Vieles auf dem Spiele stand — die Ehre, ja selbst das Leben, da war eine so geringfügige Rücksichtslosigkeit wahrlich ohne Gewicht!

Schleppenden Schrittes ging er über den Teppich, da war es ihm, als vernähme er rasch nach einander das heftige Aufreißen und Zuschlagen mehrerer Thüren in seiner unmittelbaren Nähe. Hoch aufhorchend blieb er stehen, und nun — es war keine Täuschung möglich! — wurde auch die Thüre zum Vorgemach seines Arbeitszimmers ungestüm geöffnet, der Klang eines raschen Schrittes, das Rauschen eines Frauengewandes schlug an sein Ohr, und in der Oeffnung, welche die wild bei Seite gerissene Portière freigab, stand ihm die hohe Frauen-

gestalt seiner Mutter gegenüber. Sie, die er soeben hatte aufsuchen wollen, die er im tiefsten, ruhigsten Schlummer geglaubt, sie war aus eigenem Antriebe mitten in der Nacht zu ihm gekommen, und er brauchte nur einen einzigen Blick auf ihr Gesicht zu werfen, um zu erkennen, daß er von ihr Rath und Hilfe gewiß nicht mehr zu erwarten habe.

Selbst in Augenblicken der höchsten Erregung hatte er seine Mutter niemals in einem Zustande gesehen, welcher dem gegenwärtigen glich. Sie war völlig angekleidet; aber ihr Anzug war von einer erschreckenden Unordnung und Nachlässigkeit. Wirr und zerzaust hing das ergrauende Haar um Stirn und Schläfen, ihr Gesicht schien um Jahre gealtert, ihre Augen flackerten, ihre Lippen waren fahl und blutlos wie diejenigen einer Fieberkranken.

Sekunden lang standen sich Mutter und Sohn wortlos gegenüber; dann ging er auf sie zu und führte sie zu einem Stuhl, denn er sah, daß ihre Glieder zitterten, und daß sie schwankte, wie wenn die Kniee unter der Last ihres Körpers zusammenbrächen.

„So weißt Du es schon?“ fragte sie mit heißem Athem. „Man hat Dir gesagt, daß er lebt, und daß er hier in unserer Nähe ist?“

Die Rollen waren getauscht. Bei ihr hatte er gehofft, Trost und Ermuthigung zu finden, und nun mußte er selbst mit bebenden Lippen versuchen, die Verzweifelte zu beruhigen.

„Fasse Dich!“ sagte er. „Nur wenn wir selbst uns

verloren geben, ist Alles verloren; und was sollte geschehen, wenn einer der Dienstboten Dich in solchem Zustande sähe! Dieser Mensch ist ein Verrückter oder ein Betrüger! Es wird ihm niemals gelingen, die Welt und die Gerichte von seiner Identität mit Botho v. Hardenegg zu überzeugen!"

Hatte die Freifrau anfänglich mit einem Schimmer von Hoffnung zu dem Sprechenden aufgesehen, so zeigte sich, noch ehe er geendet, eine nur um so tiefere Niedergeschlagenheit auf ihrem bleichen Gesicht.

„Er ist kein Betrüger, Kurt! Er ist der Bruder Deines Vaters — das ist nur allzu gewiß!"

„Und wie kommst Du zu solcher Bestimmtheit? Hast Du ihn gesehen?"

„Nicht ich; aber einer, der ihn gut genug kennen muß, der alte Heitmann hat mit ihm gesprochen."

„Und er behauptet, ihn wieder erkannt zu haben? Sprich, ich beschwöre Dich, sage mir Alles! Jetzt ist wahrhaftig keine Zeit zu halben Erzählungen und unnützen Fragen!"

„Habe Geduld mit mir, Kurt! Mir ist ja, als müßte mir der Kopf zerspringen, oder als sei ich im Begriff, wahnsinnig zu werden. Meine Kammerfrau war es, die mir die Neuigkeit hinterbrachte, welche, wie sie sagte, hier im Schlosse schon in jedem Munde sei. Der alte Heitmann hatte unter Freudenthränen erzählt, der Freiherr Botho sei wieder gekommen. Er habe ihn heute Abend hinausrufen lassen in den Park und sich ihm dort zu erkennen gegeben. Ich aber glaubte das Nämliche, was

Du geglaubt hast, mein Sohn. Ich meinte, der kindische Alte müßte das Opfer eines Betrügers geworden sein, und darum ließ ich ihn auf der Stelle zu mir kommen. Aber das Schreckliche war Wirklichkeit, und ich sah, daß Heitmann niemals bei klarerem Verstande gewesen war, als an diesem Abend. Auch ich habe ja Deinen Oheim gekannt, und ich erinnere mich nicht nur der körperlichen Erkennungszeichen, die Heitmann bei dem Wiedergekehrten gefunden hat, sondern auch all' der anderen Dinge, von denen sie mit einander gesprochen haben, und von denen kein Anderer wissen konnte, als der wirkliche Hardenegg! Er ist es, glaube mir, Kurt, er ist es! Du mußt ihn aufsuchen und Dich ihm zu Füßen werfen, denn von seiner Gnade allein hängt unser künftiges Schicksal ab."

Der Freiherr unterbrach sie mit einem schneidenden Auflachen.

„Wenn darauf Deine letzten Hoffnungen ruhten, so magst Du sie getrost begraben! Wenn dieser Alte in Wahrheit mein Onkel Botho ist, so wird er so wenig Mitleid mit uns haben, als der Fuchs Mitleid fühlt mit dem Hasen, den er endlich erwischt hat. Seit Jahren hat er uns nicht mehr aus den Augen verloren, seit Jahren wartet er auf den rechten Augenblick, wo er uns mit einem einzigen Schlage ganz und gar vernichten und zermalmen könnte. Unter falscher Larve hat er sich in meine gefährlichsten Geheimnisse eingeschlichen, nachdem er mich in völlige Sicherheit einzuwiegen gewußt; mit der Geduld eines Teufels hat er zugesehen, wie sich Schuld auf Schuld gehäuft, nur um Dir und mir auch den letzten

Ausweg abzuschneiden, wenn er den Tag seiner Rache für gekommen hielt. Nun ist dieser Tag gekommen, und Du erwartest, daß er Mitleid mit uns haben werde? Du muthest mir zu, ihm auch noch den höchsten Triumph zu bereiten, indem ich schimpflich um sein Erbarmen winsele? Nein, Mutter, was auch geschehen mag, das Eine wenigstens werde ich niemals thun!"

Die Freifrau richtete sich auf. Noch einmal schien ihr die alte Thatkraft und Entschlossenheit zurückgekehrt zu sein.

„So bleibt uns nur eine einzige Rettung," sagte sie. „Wir müssen fliehen — noch in dieser Nacht!"

Hardenegg's Lippen zuckten in bitterem Lächeln.

„Fliehen? Und wohin? Gibt es einen Ort in der Welt, Mutter, an welchem man sich vor dem Bewußtsein seiner eigenen Schande verbergen kann?"

Sie schien seinen herben Einwurf nicht vernommen zu haben.

„Es ist unmöglich," fuhr sie hastig fort, „daß er schon jetzt über ein Mittel verfügt, auf Grund dessen er uns verfolgen lassen könnte, auch wenn er Willens wäre, es zu thun, was ich nimmer glauben werde. Jedenfalls müssen wir einen Vorsprung gewinnen, der uns in den Stand setzt, unbehelligt nach Amerika oder sonst wohin zu gelangen, wo wir vor seinen Rachegelüsten sicher sind. Und Du bist jung genug, um Dir dort ein neues Heim zu bauen, Kurt! Auch die Mittel dazu werden nicht fehlen, denn wenn es auch keine Reichthümer sind, die ich mitnehmen kann, so werde ich doch nicht mit leeren

Händen gehen. Ich habe mich seit langer Zeit auf diese entsetzliche Möglichkeit vorbereitet und vor dem Aeußersten wenigstens, vor dem Elend und der Noth, werden wir immer bewahrt bleiben."

Hardenegg antwortete ihr nicht. Er hatte vielleicht nicht einmal gehört, was sie in neu aufflammendem Lebensmuth mit fast freudiger Zuversicht gesprochen. Ihr den Rücken zuwendend, stand er an seinem Schreibtisch, unverwandt auf das Bildniß des jugendlichen Oheims starrend, und doch wohl, ohne es zu sehen. Sein Gesicht hatte einen harten, unbeweglichen Ausdruck angenommen, und in seiner Stirn waren tiefe, wie mit einem Meißel eingegrabene Furchen.

Die Freifrau erhob sich und legte ihre Hand auf seine Schulter.

„Warum antwortest Du mir nicht, Kurt? Weißt Du noch einen anderen Rath? Findest Du nicht auch, daß es das Beste ist, all' diesem schrecklichen Ungewissen ohne Zeitverlust zu entfliehen?"

Er wandte sich zu ihr und sah sie an mit einem Blick, der ihr seltsam verschleiert schien.

„Ja, ich finde auch, daß es das Beste ist, all' diesem Ungewissen zu entfliehen," wiederholte er langsam. „Du hast Recht, Mutter, noch in dieser Nacht muß es geschehen."

„Du wirst irgend einen Vorwand finden, um anspannen zu lassen und den Leuten gegenüber eine plötzliche Abreise zu motiviren. Sie werden Dir nicht glauben, Sie werden vielleicht den ganzen Zusammenhang errathen;

aber was kümmert uns das — wir sehen sie ja niemals wieder. Nur schnell — nur keine Zeit verlieren! Um zwei Uhr kommt der Kurierzug. Wenn wir ihn erreichen können, sind wir geborgen. Ich selbst habe wenig Vorbereitungen zn treffen. In kaum einer halben Stunde werden sie beendet sein. Meine Kammerfrau ist mir treu ergeben und unbedingt zuverlässig. Sie wird uns begleiten, wenigstens auf dem ersten Theil unseres Weges, Sonst nehmen wir von der Dienerschaft natürlich Niemanden mit. Ich eile, mich umzukleiden, und Du wirst unverzüglich die nothwendigen Anordnungen treffen; nicht wahr, mein Sohn? Du weißt ja, wie viel uns jede Versäumniß kosten kann. Wenn ich zurückkehre, hoffe ich, Dich völlig gerüstet zu finden."

Mit der übereifrigen Hast Jemandes, der durch Geschäftigkeit die wilde Angst des Herzens verbergen oder betäuben will, hatte die Freifrau auf den stumm Dastehenden eingesprochen, und Hardenegg hatte ein paarmal mit dem Kopfe genickt, wie wenn er dadurch sein Einverständniß mit ihren Vorschlägen bekunden wollte. Nun geleitete er sie zur Thür.

„Auf Wiedersehen, mein lieber, armer Sohn," sagte sie, ihn umarmend. „Ich hoffe, auch das wird sich überwinden lassen!"

„Ja, das hoffe ich auch," gab er tonlos zurück. „Auf — Wiedersehen!"

Den aufgehobenen Thürvorhang in der Hand haltend, blieb er lauschend stehen, bis er den Schritt der Mutter und das Rauschen ihres Kleides nicht mehr vernehmen

konnte. Dann ließ er den schweren Vorhang fallen und kehrte in das Zimmer zurück. Aber er setzte nicht den Glockenzug in Bewegung, um die Dienerschaft zu wecken und den Wünschen der Freifrau zu willfahren. Er hatte es allem Anschein nach bei Weitem nicht so eilig als sie. Die Hände auf dem Rücken zusammenlegend, ging er ein paarmal auf und ab. Dann setzte er sich an den Schreibtisch und warf einige Zeilen auf ein Blatt Papier. Der dazu gehörige Umschlag war mit der Adresse des Barons v. Rhoden versehen, und das Billet selbst lautete:

„Du hast Dein Geld verloren, mein armer Hartmuth, denn ich bin bankerott geworden, bankerott an Gut und Ehre. Daß ich nichts mit mir genommen habe, wirst Du auch ohne Versicherung glauben; von dem aber, was ich zurücklasse, werden Deine Ansprüche leider kaum befriedigt werden können, denn es war niemals mein rechtmäßiges Eigenthum. Sieh zu, wie Du Dich mit dem rechtlichen Besitzer abfindest, und wenn es Deinem Groll Erleichterung gewährt, so schicke mir einige Verwünschungen nach. Ich denke, sie werden mein künftiges Loos nicht schlimmer oder besser machen können.

Hardenegg."

Als er den Brief verschlossen hatte, öffnete er das Schubfach, in welchem der Revolver lag. Er brauchte keine Zeit mehr zum Zaudern und zum Ueberlegen. Sein Fluchtplan war bereits seit einer halben Stunde fertig, und er hatte vor demjenigen seiner Mutter den Vorzug, in ein Land zu führen, bis zu welchem keine irdische Verfolgung reicht. Durch einen Fußstoß ließ der Freiherr

seinen Lehnstuhl um ein kleines Stück tiefer in das Zimmer hineinrollen; dann neigte er den Kopf nach vorn, brachte die Mündung der Waffe nahe an seine rechte Schläfe, ohne sie doch mit dem kalten Stahl zu berühren, und legte den Zeigefinger an den Abzug. Nur noch die Hälfte einer Sekunde, dann dröhnte der kurze, scharfe Knall durch das Gemach, unmittelbar gefolgt von einem dumpfen Poltern, wie es der Sturz schwerer Gegenstände erzeugt.

Die Porzellangegenstände auf dem Sims des Wandgetäfels erklirrten leise und eine große, aufgeschreckte Bremsfliege flog mit lautem Summen hin und her, einen Ausweg suchend aus der mit Pulverdampf gesättigten Luft.

Von den Bewohnern des Schlosses aber hatte keiner den Schuß vernommen.

— — — — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde später kehrte die Freifrau v. Hardenegg zu ihrem Sohne zurück. Ihr Anzug war so gewählt und sorgfältig, wie nur jemals in den Tagen des Glücks, und geschickt frisirt schmiegte sich das silberglänzende Haar an ihre Schläfen. Hastig schlug sie den Vorhang zurück, hinter welchem sie Kurt in den Reisekleidern zu finden hoffte. Sie sah ihn lang ausgestreckt mit aufwärts gekehrtem Gesicht neben dem umgestürzten Schreibsessel liegen; sie sah die blinkende Waffe, welche seiner Rechten entglitten war und die starren, verglasten, weitgeöffneten Augen schienen gerade auf ihr Antlitz gerichtet zu sein. Ihre Hände suchten nach einer Stütze in der leeren Luft, und ohne auch nur einen einzigen Laut des Schreckens

oder der Verzweiflung auszustoßen, glitt sie bewußtlos auf den Teppich nieder.

So wurde sie von ihrer Kammerfrau gefunden, deren gellende Hilferufe binnen kürzester Zeit die ganze Bewohnerschaft des Schlosses in Aufruhr brachten.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Tragödie von Buchwald erregte um der Person des Freiherrn willen, der ihr zum Opfer gefallen war, selbstverständlich das gewaltigste Aufsehen im ganzen Lande. Aber nur Wenige waren über ihre tiefgreifenden Ursachen und über den wahren Zusammenhang der Dinge unterrichtet. Man kam schließlich sogar dahin, von einer plötzlich eingetretenen geistigen Umnachtung oder von einem Unglücksfall zu sprechen, da der äußere Verlauf der weiteren Ereignisse kaum eine Handhabe für anders geartete Vermuthungen bot.

Wußte doch Botho v. Hardenegg, der den angenommenen Namen Kostomarow auch jetzt noch vor aller Welt beibehielt, seine Maßnahmen aus schonender Rücksicht für Elfriede so geräuschlos und in aller Stille zu treffen, daß die Kenntniß des düsteren Familiengeheimnisses über einen verhältnißmäßig kleinen Kreis von Personen nicht hinausdrang.

Die Mittheilungen, die er vor mehr als vier Jahren in der alten Künstlerresidenz seinem Neffen über den Verlauf seines abenteuerlichen Daseins gemacht, hatten in allen Stücken der Wahrheit entsprochen; aber gemäß der Rolle, welche er damals festgehalten, hatte er es für

überflüssig erachtet, ihn auch von einigen bedeutsamen Nebenumständen in Kenntniß zu setzen. Und einer der bedeutsamsten war es jedenfalls, daß er vor seiner in Petersburg wegen angeblicher politischer Umtriebe erfolgten Verhaftung noch Gelegenheit gefunden hatte, die wichtigsten seiner Papiere und Dokumente, sowie eine größere Geldsumme und einige Kleinodien, deren kostbarstes unzweifelhaft die alte Cremoneser Geige war, in den sicheren Gewahrsam eines zuverlässigen Freundes zu bringen, von welchem er sie nach seiner glücklich gelungenen Flucht unverkürzt und unversehrt zurück erhalten. Die in den Dokumenten enthaltenen Beweisstücke machten es ihm jetzt im Verein mit den von den Petersburger Behörden ertheilten Auskünften sehr leicht, die Berechtigung seines Anspruches auf den Namen und den Besitz des Freiherrn v. Hardenegg zu erweisen; und Niemand war befugt, Rechenschaft von ihm zu fordern, warum er erst jetzt mit diesen Ansprüchen hervortrat. Die mit der Entscheidung der Sache betrauten Herren vom Erbschaftsgericht meinten, daß er wahrscheinlich keine Kenntniß von seiner inzwischen längst erfolgten Begnadigung gehabt und sich darum aus Furcht vor russischen Reklamationen verborgen gehalten habe; und Kostomarow hatte keinen Grund, ihnen diesen Glauben zu nehmen.

Er trat seinen Besitz an, doch er bewies auch jetzt, daß ihm derselbe für seine eigene Person als werthlos erschien. Wie er es nicht verhindert hatte, daß bei der feierlichen Beisetzung des so rasch aus dem Leben geschiedenen Freiherrn Kurt v. Hardenegg ein Vertreter des

alten erbgesessenen Adels der Provinz an die offene Gruft herangetreten war, um die Stücke des zerbrochenen Wappenschildes der Hardenegg als symbolisches Zeugniß für das Erlöschen des Geschlechts auf den Sarg hinab zu werfen, so that er auch jetzt nichts, um den Namen dieses Geschlechtes zu neuem Leben zu erwecken. Er bezog Schloß Buchwald nicht, dessen einzige Bewohnerin außer der Dienerschaft und den Beamten für die nächsten Wochen die schwer kranke Mutter des Verstorbenen geblieben war, und er verbot Denjenigen, die seinen wahren Namen kannten, auf das Strengste, ihn bei demselben zu nennen.

Während Elfriede und Margarethe unter dem Schutze ihres Bruders Ewald zunächst in ihre alte Heimath übergesiedelt waren, hatte Kostomarow sein bescheidenes Zimmerchen im Pfarrhause behalten, und man sah ihn dort oftmals im eifrigen Gespräch mit Balthasar Stiller, seinem einst so ingrimmigen Feinde, der ihn jetzt als den Wohlthäter seines wiedergefundenen, hochberühmten Sohnes verehrte, obwohl ihn selbst die Freude an diesem prächtigen Sohne nicht hatte bestimmen können, seinen Malwinkel in der Oberförsterei aufzugeben. Fühlte er sich doch in dem vom Zauber des Waldes umsponnenen Schweizerhause jetzt, da er den glücklichen Reinach bereits beharrlich mit „lieber Schwiegersohn“ anredete, noch zufriedener und heimischer als zuvor.

Kostomarow aber hatte in der näheren Umgebung und namentlich im Herrenhause von Lankenau offenbar allerlei geheimnißvolle Dinge zu verrichten. Wenn er den Park des Grafen Bassewitz durchschritt, um wieder zu seinem

einfachen Korbwägelchen zu gelangen, hängte sich jedesmal eine liebreizende, von Lebenslust und Glückseligkeit strahlende Mädchenerscheinung an den Arm des hinkenden Alten. Ohne Scheu und ohne Entsetzen, nein, mit dem Ausdruck einer allerliebsten Schelmerei schaute sie auf in sein knochiges, weißbärtiges Gesicht mit den funkelnden Augen, und wenn er dann mit seiner heiseren Stimme drohend fragte: „Wird sich das Comteßchen auch fürchten vor einem so entsetzlichen Schwiegervater?" Dann schüttelte sie lachend das schöne Haupt und sagte fröhlich: „Und wenn er auch zwei Hörner hätte und einen Pferdefuß, ich würde ihn doch allezeit lieb haben von ganzem Herzen."

Sie hatte wohl Ursache dazu, denn bald genug kam das große Geheimniß an den Tag, welches sich hinter Kostomarow's Besuchen in Lankenau verborgen hatte. Der Widerstand des Grafen Bassewitz gegen die eheliche Verbindung seiner Tochter Hertha mit dem jungen Geiger war ein ernsthafter und hartnäckiger gewesen; aber Kostomarow mußte doch wohl die rechten Mittel gefunden haben, ihn zu besiegen. Vielleicht war das wirksamste dieser Mittel neben dem Hinweis auf Hertha's und Ewald's unwandelbare Beständigkeit die mit Brief und Siegel verbürgte Mittheilung gewesen, daß der junge Künstler schon heute, wenn auch vorläufig noch ohne sein eigenes Wissen, durch Schenkung der Herr eines sehr bedeutenden Vermögens und dereinst der alleinige Erbe des gesammten Hardenegg'schen Besitzes sei. —

Mit dem Beginn des Winters verließ die halbwegs

genesene Freifrau Schloß Buchwald zum zweiten Mal. Ihr Haar war schneeweiß und ihre Haltung war diejenige einer völlig gebrochenen Greisin. Nachdem sie eine lange, stumme Andacht am Sarge ihres einzigen Sohnes in der Familiengruft der Hardenegg verrichtet, reiste sie ab. Nur ihre Kammerfrau begleitete sie. Kostomarow hatte ihr eine bedeutende Rente bis zu ihrem Tode bewilligt, und sie gedachte den Rest ihres Lebens unter dem Himmel Italiens zu verbringen.

— — — — — — — — — — — —

Als dann nach langem, starrem Winter der Frühling wieder einzog mit Blühen und Prangen in das Buchwaldthal, da klangen eines Tages die Glocken des schlichten Kirchleins von Frauensee zu festlichem Geläut. Das einfache Gotteshaus vermochte die Menge der von Nah und Fern herbeigeströmten Gäste kaum zu fassen, und in der ersten Stuhlreihe vor dem Altar saß Balthasar Stiller mit seiner wallenden Löwenmähne zwischen Kostomarow und dem Grafen v. Bassewitz. Ohne daß er selber es wußte, perlten ihm unaufhörlich die Thränen über das faltige Gesicht. Aber es waren Thränen der höchsten Glückseligkeit, denn heute vermählte er ja an einem und dem nämlichen Tage seinen Sohn Ewald mit der Comtesse Hertha Bassewitz und seine Tochter Margarethe mit dem königlichen Oberförster Reinach, seinem Lebensretter und — was er ihm ungleich höher anrechnete — dem Retter seines künstlerischen Namens.

Pastor Werner vollzog die Einsegnung der beiden Paare. Seine Worte waren edel und zu Herzen dringend,

wie immer, und nach beendeter Ceremonie hielt Ewald den Freund lange und innig umschlungen.

Dann setzte sich der Hochzeitszug in Bewegung, nicht nach dem verlassen daliegenden Buchwald, sondern nach dem Herrenhause von Lankenau. Die Wagen mußten im langsamsten Schritt fahren, denn die geputzten Dorfkinder streuten Tannenreiser auf den Weg und überschütteten die Neuvermählten mit duftigen Blumen. Die Burschen schossen aus Böllern und Gewehren zum wolkenlos strahlenden Lenzeshimmel empor, die Frauen und Mädchen wehten jauchzend mit ihren Tüchern; es war ein Jubel ohne Ende, wie man ihn nie zuvor gesehen hatte in Frauensee.

Um die Nachmittagszeit des nämlichen Tages aber, als drinnen an den blumengeschmückten, silberblinkenden Tafeln die Wogen der Fröhlichkeit am höchsten gingen, wandelte unter den jung belaubten Bäumen des Parkes von Lankenau Seite an Seite ein ernstes junges Menschenpaar. Sie hatten sich so viel zu sagen, und die Worte kamen doch nur spärlich von ihren Lippen.

Endlich nahm Werner die Hand seiner Begleiterin und fragte mit leise bebender Stimme: „Das Heim, welches ich der Gefährtin meines Lebens bereiten kann, ist auch heute noch prunklos und arm. Elfriede, meine theure Elfriede, würden Sie sich dennoch entschließen können, es mit mir zu theilen?"

Sie hob ihre schönen, leuchtenden Augen mit einem Ausdruck inniger Liebe zu seinem Gesicht empor; aber sie erwiederte leise: „Mein Herz gehört Ihnen, Werner, heute

und allezeit! Doch wir haben so lange geharrt, daß uns die kurze Spanne des Wartens nicht verdrießen darf. Wenn die Schatten lindernden Vergessens herabgesunken sind über das, was geschehen, dann werde ich freiwillig zu Ihnen kommen, um meine Hand für alle Zukunft voll Hingebung und Vertrauen in die Ihrige zu legen."

Und sie schritten schweigend in den dämmernden Abend hinein.

Ende.

Familienehre.

Roman

von

Carl Ed. Klopfer.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Im „Musenhof“.

In der breiten Königsstraße, einer der Hauptverkehrsadern der Vorstadt der Residenz, steht ein großes Haus, das mit seinen vielen bestaubten Fenstern, dem schmutzigen, theilweise schon abgefallenen Mörtelbewurf und seinem ganzen Gepräge äußerer Vernachlässigung selbst in dem goldigen Schimmer, den die Septembersonne auf dasselbe fallen läßt, einen düsteren Eindruck nicht verbergen kann. Die langgestreckte Front des Erdgeschosses wird durch ein breites Thor in zwei sehr ungleiche Hälften getheilt, deren eine das Lagermagazin eines Rollfuhrmanns einnimmt, während der weitaus kleinere Theil eine Bierwirthschaft beherbergt, die jedoch einen keineswegs einladenden Anblick gewährt.

Und doch konnte dieses Schankgewölbe darauf Anspruch erheben, dem ganzen Gebäude einst den Namen gegeben zu haben, wie man erfahren kann, wenn man das Blechschild oberhalb der Kneipenthüre mit der Aufschrift am

Portale des Hausthores vergleicht. Hier ist ein in den Stein gemauertes, auf den ersten Blick nicht gleich erkennbares Ungethüm ersichtlich, dessen Bedeutung erst durch die halbverwaschenen Lettern zu errathen ist, welche die Umschrift bilden: „Gast- und Logirhof zur silbernen Rübe.“ — Dasselbe steht auch auf dem Blechschild der Bierkneipe, das gleichfalls ein bereits sehr verwittertes Konterfei des nützlichen Feldgewächses, welches das Wahrzeichen dieses Hauses geworden, zeigt. Da aber die einstige „Versilberung“ dieses plastischen Gebildes schon längst abgefallen ist und einer röthlichen Rostfarbe Platz gemacht hat, so ist der Titel „Zur silbernen Rübe“ im Munde des Volkes, das sich ja weniger an schriftliche, als an augenscheinliche Argumente hält, bereits seit un enklichen Zeiten zur vulgären Bezeichnung „Die rothe Rübe“ oder „Ruben“ geworden, und das ausgedehnte Gebäude, einst ein sehr stark besuchter Gasthof, jetzt aber eine gewöhnliche Miethskaserne, heißt „Der rothe Rübenhof“ oder schlechtweg „Rubenhof“.

Dieser letztere Name, den zwar die Meisten von der mehrerwähnten Feldfrucht abzuleiten geneigt sein mochten, war aber eigentlich die Entstellung eines viel edleren Wortes. In dem weitläufigen, den Hof umschließenden Hinterbau hauste nämlich schon seit Jahren ein Künstlervölkchen, das sich immer erneuerte, wenn Einer oder der Andere dieses Zigeunerlager verließ, sei es nun, daß ihm seine Verhältnisse gestatteten, ein feineres Viertel zu beziehen, oder daß er wegen schnöder Außerachtlassung der Zahlungspflichten gegen seinen Miethsherrn in mehr oder

minder nachdrücklicher Weise die Aufforderung erhielt, den Wanderstab zu ergreifen und andere Gegenden mit seiner ehrenvollen Anwesenheit zu beglücken.

Diese Kunstgenossenschaft, die größtentheils aus Malern bestand, hatte das Gebäude nach ihrem erhabenen Vorbilde, dem großen Meister Peter Paul Rubens, den „Rubenshof" genannt: als man aber mit gerechter Entrüstung bemerkte, wie pietätlos diese Bezeichnung verdorben wurde, einigte man sich zu dem Namen „Musenhof", der bei den Zunftgenossen allgemein gebräuchlich ward, was jedoch die biederen Philister nicht behinderte, in dem Hause nach wie vor einfach den — Rubenhof zu erblicken.

Außer den verschiedenen Kunstjüngern bestand die Einwohnerschaft des Rubenhofes noch aus Kleingewerbetreibenden, Arbeitern oder sogenannten „kleinen Beamten", richtiger schreibenden Taglöhnern, die hier nebst billiger Wohnung wenigstens reichlichen Anschluß an ihres Gleichen fanden.

Unter der letzteren Klasse war eine der geachtetsten die Familie des Herrn Jakob Walker, eines alten Tagschreibers in einer Advokatenkanzlei, der mit Frau und Kind, die durch Handnähterei das Einkommen vergrößern helfen mußten, im dritten Stockwerke ein bescheidenes Quartier bewohnte. Wer diese Wohnung betrat, empfing gleich den wohlthuenden Eindruck der Ordnung und Sauberkeit, wenn er die alte, wurmstichige Holzthüre öffnete, die auf einen zwar sehr ausgetretenen, aber blankgescheuerten gedielten Flur führte. Geradeaus kam man in die Küche, an die sich ein kleines Zimmer und eine winzige Kammer

anschlossen: die ganzen Wohnungsräumlichkeiten der Familie Walker. Aber trotz der augenscheinlichen Armuth machte sich allüberall Nettigkeit und sorgfältige Reinlichkeit bemerkbar, das Werk von vier fleißigen Frauenhänden.

Dieses angenehme Gepräge war jedoch schon etwas mehr zu vermissen, wenn man den anderen Theil dieses Quartiers betrat, zu welchem gleich vom Flur aus eine über einigen hölzernen Treppenstufen angebrachte Thür führte. Hier stieg man in die ziemlich geräumige Mansardenwohnung hinauf, die Frau Walker, der Gewohnheit der meisten Hausgenossen gemäß, an zwei junge Leute vermiethet hatte, Angehörige des erwähnten Künstlervölkchens.

Hier erkannte man auf den ersten Blick eine genial-unordentliche Künstler- und Junggesellenwirthschaft. Von den beiden Insassen war Jeder in eifriger Arbeit begriffen. Der Eine stand mit Pinsel, Palette und Malstock hinter einer großen Staffelei an dem einen der beiden großen Fenster, der Andere saß an einem etwas baufälligen Schreibpult, das die ganze Breite des zweiten Fensters einnahm.

Geraume Zeit war nichts zu hören, als das Kritzeln der emsig geführten Feder auf dem Papier, über das der Schreiber seinen ausdrucksvollen Kopf gebeugt hielt. Es war ein Gesicht, das auf den ersten Anblick fesseln mußte. Unter der breiten, etwas gebräunten Stirne, die von natürlich gelocktem, halbkurzem Haupthaar umrahmt war, sprang eine ebenmäßige, energievolle Nase hervor. Ein



mächtiger, dunkelbrauner Vollbart bedeckte Lippen, Kinn und Wangen und trug nicht wenig zu dem Gesammteindrucke bei, der etwas ungemein Biederes, urgermanisch Treues und Ehrliches an sich hatte.

Das bedeutend jünger aussehende Gesicht des Malers war jedoch nicht weniger anziehend, obgleich eine etwas längere Beobachtung dazu gehörte, die Einzelheiten dieser feingeschnittenen Züge, denen ein röthlich schimmerndes Schnurrbärtchen etwas Pikantes verlieh, in ihrer vollen Harmonie zu erfassen.

Der Bärtige am Schreibtische hielt einen Augenblick in seiner Arbeit inne und blickte zur niedrigen Zimmerdecke empor.

„Heil und Glück sei Dir beschieden zu dem selt'nen Wiegenfest," murmelte er vor sich hin, dann wiederholte er etwas lauter: „Zu dem selt'nen Wiegenfest — hm! — Du, höre 'mal, Stephan, was könnte man wohl auf ‚Wiegenfest' reimen?"

„Wiegenfest?" fragte der Maler, ohne von seiner Staffelei aufzusehen, „wart' einmal: — Schuldarrest!"

„Brrr!" machte der Andere und schüttelte sich mit komischem Schauder. „Das ist ein bitterböser Scherz, lieber Freund!"

„Aber sehr zeitgemäß. Oder solltest Du wirklich vergessen haben, an was ich Dich nicht gern erinnern mag, was aber doch nicht umgangen werden kann?"

„Nun?"

„Nun, daß wir heute den letzten September schreiben."

„Wahrhaftig, daran habe ich wirklich nicht gedacht!"

rief der Bärtige und sprang von seinem Stuhle auf. „Aber jetzt steht mir die schreckliche Bedeutung des heutigen Tages mit furchtbarer Deutlichkeit vor Augen. Heute kommt ja Amberg, der Blutsauger, die heute fälligen zweihundert Mark einzukassiren — und ich besitze nicht mehr und nicht weniger als sechsunddreißig in meinem ganzen Vermögen, und davon soll ich Walkers die Miethe bezahlen und dem Speisewirth doch wenigstens eine kleine Abschlagszahlung von meiner Schuld leisten, sonst kündigt er mir den Mittagstisch."

Der Maler ließ jetzt seinen Stock sinken und stützte sich darauf, während er den Freund rathlos ansah.

„Das ist das klare Bild eines Bankerotts," sagte er. „Ich besitze selbst nicht viel mehr als Du, Richard, ich vermag Dir also nicht zu helfen. Die Miethe müssen wir den Walkers bezahlen, das geht nicht anders."

„Natürlich, selbstredend!" bestätigte der Andere hastig. „Wir sind den braven Leuten bis jetzt noch nichts schuldig geblieben. Wäre auch eine Sünde, denn sie brauchen das bischen Geld. Ich hätte nicht den Muth, sie um Aufschub zu bitten."

Stephan nickte, während eine flüchtige Röthe über seine Wangen huschte.

„Eher muß der letzte Rock in's Leihhaus. Aber beruhige Dich, Richard, die Miethe haben wir ja glücklich beisammen. Und für das Andere muß der liebe Himmel sorgen. Vielleicht gelingt es uns, irgendwo einen Pump anzulegen."

„Mir wär's recht," erwiederte Richard ziemlich klein-

laut, während er seine Taschen durchwühlte, obgleich er nur zu sehr davon überzeugt war, daß diese eifrigen Nachforschungen gänzlich resultatlos bleiben mußten. „Wenn wir den Folterknecht Amberg nur wenigstens für heute noch vom Halse hätten!“

„Das ginge vielleicht. Amberg kommt gewöhnlich erst Nachmittags. Wir benützen also das schöne Wetter zu einem Spaziergang in die Umgebung, dann kann uns der Ehrenmann wenigstens heute nicht mehr treffen. Mein Gewissen ist ihm gegenüber auch nicht ganz rein, obwohl ich ihm erst für Anfang der nächsten Woche die mir geliehenen vierzig Mark versprochen habe.“

„Deine Idee ist gut, lieber Stephan. Wir müssen dem Wucherer für heute zu entkommen suchen. Ich will indessen trachten, bis morgen Mittag dieses Geburtstagsgedicht fertig zu bekommen, wofür mir Herr v. Püllnitz fünfzig Mark zahlen will. Dann brauche ich wenigstens Amberg nicht mit ganz leeren Händen wegzuschicken.“

„Herr v. Püllnitz wird erstaunt sein, wenn Du das Carmen schon morgen überbringst, er hat Dir doch eine Woche Zeit dazu gelassen.“

„Ja, denn erst bis dahin feiert der Minister Graf Wernshausen sein sechzigstes Geburtsfest, zu welchem mein Machwerk bestimmt sein soll, von Püllnitz als Kind der eigenen Muse vorgetragen zu werden. Weiß Gott, ein erbärmliches Geschäft, sein bischen Grütze auf Polterabendverse und sonstigen Schnickschnack aufwenden zu müssen. Aber was thut man nicht Alles um das liebe tägliche Brod!“

„Richtig. Geht's denn mir besser? Habe ich nicht im vorigen Monat für den Tabakskrämer in der Klostergasse einen rauchenden Araber malen müssen? Und mit demselben entweihten Pinsel arbeite ich jetzt da an meiner Braut von Messina, nur mit dem Unterschiede, daß ich an dem Ladenschild mit dem erhebenden Bewußtsein in Aussicht stehender zweihundert Mark malte, während ich hier, gleichwie meine Beatrice im Klostergarten sehnsüchtig nach dem Bruder Manuel ausschaut, mit banger Seele den unbekannten Mäcenas erwarte, der meine Inspiration mit klingender Münze entlohnt. Die Kunst geht eben nach Brod! Das ist zwar keine neue Sentenz mehr, aber nur zu wahr, und deshalb ist sie eben eigentlich niemals neu gewesen."

„Du Glücklicher," seufzte Richard, „Dir sitzt der Manichäer noch nicht so auf dem Nacken, wie mir. Und Du hast wenigstens jetzt Zeit erübrigt, der Eingebung Deiner Muse zu gehorchen. Aber ich habe das Manuscript meines großen sozialen Romanes schon seit acht Tagen nicht zur Hand genommen, um es fortzusetzen. Und ich glaube gerade jetzt in bester Stimmung dazu zu sein."

„Ja, wenn man immer nur dem inneren Impulse Folgen geben könnte, unbeirrt von materiellen Sorgen, von kleinlichen Einschränkungen —"

„Hm! Weißt Du was, Stephan? Ich habe es öfters gelesen und mehrfach behaupten gehört, daß das wahre Genie gerade dieser kleinen Kämpfe bei seinem Emporringen bedarf, sie sollen der Sporn sein, der das

Musenroß reizt, gleichviel, ob nun ein Dichter oder ein Maler darauf sitzt."

„Nun," lachte Stephan, „ich glaube eher, man erzieht den Pegasus besser mit edlem Hafer, als mit der Peitsche."

„Nein Stephan, ich denke, es ist etwas dran. Sieh 'mal, wenn wir nicht zu ringen hätten mit den tausenderlei Koboldstücken unseres Schicksals, wer weiß, ob wir nicht allzu oft dem Drange Folge geben würden, der gleich neben dem Schaffenstrieb wächst, nämlich der Faulheit. Sieh, ich will ja nicht behaupten, daß Du oder ich, oder sonst wer, den ich uns gleichstellen will, in den Verhältnissen, in welchen zum Beispiel der närrische Kerl, der Stampfel, lebt, gleich diesem uns zersplittern würden, aber für den Stampfel ist seine verhältnißmäßige Unabhängigkeit entschieden ein Hemmschuh, weil er seiner üppigen Phantasie all' zu sehr die Zügel schießen und in dem Drange, sich in der oder jener Kunst berühmt zu machen, das bischen Phosphor, das vielleicht in seinem Hirn ist, zwecklos verdampfen läßt."

„Es ist wahr. Stampfel hätte im Hause seines seligen Vaters, eines tüchtigen Lithographen, eine gesicherte und ehrenvolle Stellung einnehmen können. Aber da kam die Marotte über ihn, in sich partout ein großes Malgenie erblicken zu wollen. Er rang seinem Erzeuger die Erlaubniß ab, die Akademie besuchen zu dürfen, dort lernte ich ihn kennen. Er hatte eine gewisse Handfertigkeit, allenfalls auch das Verständniß für das Talent Anderer — aber absolut keinen eigenen Schwung, keine Erfindung.

Dies mußte er auch bald selbst einsehen, als er sich der Bildhauerkunst in die Arme warf; er wurde also Architekt, aber da meinte er für sein Talent ein zu beschränktes Feld zu haben und — dichtete; ich glaube, er hat die Direktion unseres Hoftheaters mit mehr als einem Dutzend „klassischer" Dramen und Tragödien beschickt. Da überraschte er seinen Vater eines Tages mit der Nachricht, er müsse das Konservatorium besuchen und — Musik studiren. Na, der alte Stampfel scheint seinen Ludwig oder Luigi, wie er sich am liebsten nennen hört, schon zur Genüge durchschaut zu haben, denn er war so vorsichtig, in seinem Testamente dem Universalgenie eine unantastbare, unverpfändbare Leibrente auf Lebenszeit auszusetzen, damit er mit seinen Kunstnäschereien nicht das väterliche Vermögen zerbröckle, wie er sein bischen Talent schon längst zerbröckelt und vergeudet hat."

„Wahrhaftig, das wäre stark zu besorgen gewesen, Du siehst ja, daß er jede Monatsrente dazu verwenden muß, die Schulden vom verflossenen Monat zu tilgen."

„Und doch haben alle Erfahrungen ihn noch nicht klüger gemacht. Nach dem Tode des Alten verfiel er zuerst auf die Kaprice, sich als Geigenvirtuose zu einem neuen Paganini auszubilden, neuerdings aber ist Liszt sein Vorbild, und er schwört, der Welt einen Klavierheros zeigen zu wollen, wie er noch nicht dagewesen. Vielleicht erleben wir es noch, daß er das hohe C oder das tiefe Es in seiner Kehle entdeckt und als Opernsänger die deutschen Bühnen unsicher macht!"

Beide lachten, als plötzlich auf der hölzernen Treppe

vor der Thür rasche Schritte hörbar wurden und die Freunde sofort verstummen ließen.

„Alle Wetter, Richard," sagte Stephan erschrocken, „wenn's am Ende Amberg wäre?"

Der Andere riß die Thüre auf und sah nach, lachte dann aber auf's Neue auf.

„Unser guter Freund Stampfel! Der Wolf in der Fabel! Willkommen, willkommen, altes Haus, nur herein!"

Damit streckte er dem Eintretenden die Hand entgegen. Es war eine kurze, gedrungene Gestalt mit einem rothen, bartlosen Gesicht und wasserfarbenen Augen, die einen eigenthümlich verschwommenen Blick hatten. Der junge Mann, der in einem weiten, ziemlich verschossenen Sammetrocke stak, einen riesigen Calabreser auf den üppigen Locken, zeigte in jeder Bewegung, in jedem Wort, in jedem Theil seines Außeren, von der nachlässig geknüpften, flatternden Kravatte bis zu den schlotternden, ausgefransten Hosenenden herab, das Bestreben, eine gewisse künstlerische Genialität an den Tag zu legen.

„Guten Morgen, Luigi," rief Stephan, ihm die Rechte reichend. „Du kommst wohl soeben vom Konservatorium, he?"

„Sehr richtig, Freunde und Genossen," entgegnete der Angekommene nach Athem ringend, seinen Hut in einen Winkel schleudernd und sich, die Hände in den Hosentaschen, vor der Staffelei Stephan's aufpflanzend. „Hört' mal, Kinder, wer eure zehn Dutzend Treppen in einem Athem erklimmen will, muß vorher auf dem Chimborazo seine Uebungen gemacht haben. Puh — —!"

Die Freunde lachten.

„Hört, ihr seid heute außerordentlich gut aufgeräumt, ich vernahm euer Lachen schon einen Stock unter eurer halsbrecherischen Hühnerleiter. Was gibt's denn? Gestatten die Herren vielleicht, daß ich Ihr ergötzliches Thema ebenfalls belache?"

„Nein, das würdest Du nicht, Lud — Luigi!" lachte Stephan.

„Weil das nur das Lachen der Verzweiflung ist," ergänzte Richard. „Wir haben nämlich in der nächsten Stunde eine Zahlung von zweihundert Mark zu leisten — und sitzen vollständig auf dem Trockenen."

„Aber wirkliche Heiterkeit soll uns erfüllen," fuhr der Maler fort, seinen Stock dem Gaste auf die Brust setzend, „wenn Du uns aus unseren Schwulitäten befreien willst. Sei uns ein Engel, Freund und Retter, Luigi!"

Stampfel sah ihn verdutzt an, dann kehrte er seine Taschen um und lächelte wehmüthig.

„Heute ist Ultimo, theure Brüder, und meine Rente, die ich morgen bekomme, ist schon in festen Händen, denn etliche Geier warten schon darauf wie auf ein leckeres Aas. — Aber wartet, in drei Wochen gebe ich mein erstes Klavierkonzert. Die Hälfte meiner Einnahme will ich euch borgen, auf Künstlerwort!"

Stephan und Richard lachten wieder.

„Lieber Luigi, das wäre eine zu sanguinische Hoffnung, und überdies muß Richard das Geld noch heute oder längstens morgen haben. In drei Wochen werden wir, wenn's Gott will, uns schon selbst wieder auf die Beine

helfen können. Bis dahin hoffe ich mein Bild vollendet zu haben."

„Ah — superb!" sagte Stampfel, das Gemälde mit Gönnermiene durch die hohle Hand betrachtend. „Wirklich genial! Schau, schau, diese Idee mit dem schlafenden Weibsbild im Walde habe ich auch einmal gehabt — das heißt zu jener Zeit, als ich noch in Pinsel und Farben die Werkzeuge meiner Muse erblickte."

„Was sagst Du? Ein schlafendes Weibsbild im Walde? Das ist ja Schiller's Beatrice im Kostergarten, Don Manuel erwartend."

„So?" erwiederte der Kenner, ohne aus dem Gleichgewicht zu kommen. „Na, auch nicht übel, aber ich hätte den Schmerz, die Verzweiflung auf ihrem Gesichte zu stärkerem Ausdruck gebracht. Man muß mehr den Intentionen des Dichters folgen — glaube mir, lieber Brandt, ich kenne das, hab' ja auch einmal solches Zeugs geschrieben."

„Aber Luigi," mahnte Stephan Brandt, sich das Lachen verbeißend, „warum soll denn Beatrice schon jetzt, ehe noch der tragische Wendepunkt eingetreten ist, Verzweiflung oder etwas der Art zeigen?"

„Aber erlaube doch — wenn das arme Geschöpf an den Tyrannen Philipp II. verheirathet ist und eigentlich seinen Sohn liebt und überall Lauscher in der Nähe weiß —"

„Herrgott, der Unglückliche denkt an Don Carlos! Kennst Du denn nicht die Braut von Messina, Prügelknabe aller neun Musen?"

„Messina? Hab' ihn niemals gesehen, wie soll ich also seine Braut kennen?"

Jetzt nahm Richard unter seinem und Stephan's lautem Gelächter den Ex-Dichter um die umfangreiche Brust und tanzte mit ihm einen wilden Galop, bis Stampfel, völlig erschöpft nach Luft schnappend, auf einen gebrechlichen alten Sessel niederfiel, der unter seiner Last mit lautem Gekrach in Trümmer ging.

„Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst!" lachte Brandt aus vollem Halse, während sich Stampfel gleichgiltig und gelassen vom Boden erhob, als ob nichts geschehen wäre. „Luigi, Du bist ein großer Mann!"

„Hoch soll er leben," sang Richard mit dröhnender Baßstimme, „hoch soll er leben, hoch — hoch . . ."

Allein das dritte Hoch blieb ihm in der Kehle stecken, als sein Blick zufällig durch das Fenster in den Hofraum hinabfiel.

„Schwingt euren Fittig über mich, ihr Engelsschaaren!" rief er entsetzt, vom Fenster zurückspringend, „da haben wir Amberg, er kommt herauf!"

„Saperlot! Der Kerl hat eine Spürnase! Er scheint's gewittert zu haben, daß wir heute Nachmittag ausfliegen wollten."

„Aber was thun wir nun? Wir können ihn doch nicht hinauswerfen!" jammerte der Gelegenheitspoet, rathlos im Zimmer umher laufend.

„Falle in Ohnmacht, Bruder Vollbrecht!" rieth Stampfel bestimmten Tones.

„Mache keine Scherze, Luigi!" sagte Brandt, gleichfalls in Verzweiflung.

„Halt!“ Richard Vollbrecht blieb stehen und faßte seinen Stubengenossen am Arme. „Ludwig hat nicht ganz fehlgeschossen. Ich bin krank — sterbenskrank, Nervenfieber oder dergleichen — die Angst wird mir helfen, den Halbtodten sehr natürlich zu spielen. Geschwind, helft mir in's Bett und bugsirt mir den Quälgeist mit Aufgebot der kühnsten Mittel hinaus, sonst sterbe ich ernstlich!“

Im Nu hatte er die Oberkleider abgeworfen, während Brandt und Stampfel ihm halfen. Vollbrecht legte sich mit dem Gesicht gegen die Wand und schob das Deckbett bis zum Munde herauf. Stephan brachte das zinnerne Waschbecken auf einem Stuhl an's Bett, tauchte das Handtuch ein und legte es als Kompresse auf Richard's Kopf, von dem jetzt nur noch die Nasenspitze zu sehen war. Stampfel nahm die Terpentinflasche vom Farbentischchen Brandt's und stellte sie als Medicingefäß auf den Stuhl neben das Waschbecken.

Kaum waren diese Vorbereitungen beendigt, als auf der Holztreppe schon bedächtige Schritte und ein kurzer, trockener Husten hörbar wurden. Stampfel und Brandt stellten sich an's Bett und beugten sich über Vollbrecht. Ihre Mienen drückten äußerste Besorgniß aus, was unter den gegebenen Umständen kein Kunststück war, denn man erwartete die bekannte Zähigkeit des Wucherers nicht so bald zu besiegen, und Jeder sah dem Erfolg der Komödie mit bangen Zweifeln entgegen.

Die Zimmerthür öffnete sich jetzt, ohne daß vorher angeklopft worden wäre, und ließ einen kleinen, dürren Greis mit gekrümmtem Rücken ein, der hüstelnd den

schmierigen Filz vom kahlen Scheitel zog und sich dann nach allen Seiten umsah.

„Wo ist Herr Richard Vollbrecht?“ fragte er griesgrämig.

Brandt und Stampfel wandten sich rasch um, als hätten sie den Eingetretenen erst jetzt bemerkt, und legten beschwörend den Finger auf den Mund, mit der anderen Hand stumm auf das Bett deutend.

Der Wucherer blickte erstaunt auf die Beiden, schüttelte den Kopf und wollte herantreten, aber der Maler hielt ihn zurück.

„Ueben Sie Barmherzigkeit, hochgeschätzter Herr Amberg,“ sagte er mit flüsternder Stimme. „Mein Freund Vollbrecht ist, wie Sie sehen, krank, todkrank — er hat die ganze Nacht delirirt — es ist schrecklich!“

„Wir haben soeben nach dem Arzt geschickt,“ hauchte Stampfel.

„Aber erlauben Sie,“ schnarrte Amberg und wollte wieder näher treten, „Herr Vollbrecht hat mir heute eine Schuld zu bezahlen, dann kann er meinetwegen krank sein, so viel er will. Ich warte nicht länger!“

„Verehrter Herr Amberg, Sie werden doch den Armen nicht tödten wollen? Er ist überdies noch immer nicht bei Bewußtsein; er wird Sie gar nicht verstehen. Lassen Sie ihm Zeit bis in ein paar Tagen, bis übermorgen meinethalben. Er hat bis dahin eine Forderung einzukassiren, die bestimmt einlaufen muß. Seien Sie gewiß, er wird Ihnen Ihr Geld senden. Doch jetzt regen Sie ihn nicht auf, sonst könnte es zu einer Katastrophe kom-

men, und Sie wären Schuld, wenn hier ein großes Talent, ein echtes Genie, ein künftiger Stern der Literatur zu Grunde ginge; ganz Deutschland würde Sie mit dem Namen ‚Mörder‘ brandmarken."

„So ist es, Herr Bankier!" bestätigte der Universalkünstler im Grabeston. „Auf Ihr Haupt wird der Fluch einer Nation fallen, der Sie einen ihrer Großen, eine Leuchte des Jahrhunderts entrissen haben."

„Ist er denn wirklich so krank?" fragte Amberg mißtrauisch.

„In allerhöchster Gefahr, sage ich Ihnen. Offenbar ein Nervenfieber —"

„Das gelbe Fieber hat er!" murmelte Stampfel, in der Meinung, mit dieser exotischen Krankheit, von welcher er einmal etwas Dunkles gehört hatte, dem zudringlichen Mahner gewaltig zu imponiren.

Vollbrecht biß mit einem unartikulirten Schrei in die Bettdecke und erbebte am ganzen Körper. Brandt mußte sich abwenden, um nicht hell hinauszulachen. Diesen Moment benutzte der Wucherer, um rasch an das Bett zu treten und einen scheuen Blick auf den Patienten zu werfen, der seine Rolle meisterhaft spielte. Stampfel trat dazwischen.

„Sehen Sie, wie der Bedauernswerthe zittert? Das ist der Schüttelfrost. Um Gottes willen, kommen Sie ihm nicht so nahe!"

„Ist denn die Krankheit — ansteckend?" frug Amberg, schon etwas unsicherer.

„Unbedingt," entgegnete Brandt, ihn besorgt weg=

ziehend, „wer weiß überdies, was noch Alles daraus werden kann; vielleicht konstatirt der Doktor das Aergste, die Pocken, die schwarzen Pocken —"

„Die echten Kuhpocken!" schluchzte Stampfel.

Wieder ließ Vollbrecht unter seinem Bettpanzer ein unbeschreibliches Gurgeln hören, das fast einem Grunzen glich. Amberg fuhr zurück.

„Um's Himmels willen, hören Sie? Am Ende fängt er wieder zu toben an wie in der vergangenen Nacht. Das ist das Delirium!"

„Delirium tremens!" bekräftigte Ludwig mit ernstem Kopfnicken und einer wahren Leichenbittermiene.

Vollbrecht warf sich jetzt mit einem jähen Ruck herum und vergrub das Gesicht stöhnend in die Kissen. Amberg ergriff rasch seinen Hut und retirirte nach der Thüre zu, während Stampfel die Kompresse nahm und feierlich in das Waschbecken tauchte, als ginge es an eine Amputation.

„Es ist am besten, Sie gehen vorläufig," sagte Brandt, erleichtert aufathmend und die Lippen aufeinander pressend. „In einigen Tagen, spätestens am Fünften oder Sechsten des nächsten Monats, wird mein Freund eine Nachricht an Sie gelangen lassen und seine Schuld begleichen oder doch wenigstens eine namhafte Abschlagszahlung leisten. Jetzt können Sie nichts ausrichten."

Amberg schien dies auch wirklich einzusehen.

„Nun denn, so will ich mich noch einmal gedulden. Aber es ist doch besser, ich komme dieser Tage selbst wieder her, um nachzusehen."

„Wie Sie wollen, Sie sind jederzeit willkommen!"

Brandt bekomplimentirte den Wucherer glücklich zur Thür hinaus, die er hinter ihm mit einem Seufzer der Erleichterung in's Schloß drückte.

Als man draußen den Manichäer die Treppe langsam hinabsteigen hörte, fiel Stephan dem lauschenden Stampfel entzückt in die Arme. Vollbrecht hob vorsichtig den Kopf und sah ängstlich nach der Thür. Niemand wagte seiner mühsam verhaltenen Heiterkeit Ausdruck zu geben.

Erst als Stampfel vom Fenster aus Amberg durch den Hof nach dem Hausflur schreiten sah, machte sich die angesammelte Lachlust der drei jungen Männer in einem lauten Ausbruche Luft.

„Bravo! Herrlich!" rief Vollbrecht, aus dem Bette springend und den Maler umarmend. „Freundchen, Du hast mich gerettet und uns obendrein noch zu einem göttlichen Spaß verholfen!"

„Na, was?" meinte Ludwig triumphirend. „Das war doch gediegen! Habe ich meine Sache nicht brillant gemacht?"

„Wahrhaftig," lachte Brandt, ihm auf die Schulter klopfend, „die komische Seite dieser Posse verdanken wir zum größten Theile Dir, Luigi. Ich meinte, ich müßte mich todtlachen oder zerplatzen!"

„Ja, ich bin kein Spaßverderber!" sagte Stampfel mit erhabenem Lächeln und durchmaß die Stube mit großen Schritten.

„Das gibt für die Freunde eine zwerchfellerschütternde Historie — hahaha!" rief Vollbrecht, in seinen Rock schlüpfend. „Kommt, wir treffen die Anderen gewiß schon

unten in der Kneipe am Mittagstisch! — Wir können im Hinabgehen gleich Walkers unser Geld geben!" wandte er sich dann, etwas ernster werdend, an Brandt, über dessen Gesicht wieder ein jähes Roth flog.

„Gib mir Deinen Theil," sagte er, die Pinsel auf seinem Malertischchen sorgfältig neben einander legend, als wäre das das wichtigste Geschäft. „Ich bringe es dann Frau Walker gleich mit dem meinigen hinunter. Ihr könnt einstweilen vorangehen, ich folge im Augenblicke."

Wortlos schob ihm Richard ein Goldstück hin und faßte Stampfel unter, diesen mit sich hinausführend.

Während sie die Treppe hinabstiegen, wartete das Universalgenie vergeblich auf eine Anrede von Seiten seines Begleiters.

„Du höre, Vollbrecht," begann er endlich selbst, „mir scheint, Brandt geht wohl sehr gerne zu Euren Wirthsleuten — die Miethe bezahlen?"

„Schon möglich. Aber komm, ich habe Hunger."

Und Richard eilte voraus, ohne sich umzusehen. Er hätte dem Anderen nicht den Schatten verbergen können, der auf seinem sonst so heiteren Gesichte lag.

„Sonderbar! Und Zahlen ist doch sonst wahrhaftig nicht so sehr amüsant," murmelte Stampfel im Hinabsteigen.

Zweites Kapitel.

Im Bann der Leidenschaft.

Die verwittwete Baronin v. Mühlhoff, unstreitig die gefeiertste Schönheit der Hauptstadt, war in dieser Saison die Erste, die den aristokratischen „Fünfuhr-Thee" in ihren

Salons eröffnete. Zwar schien dies den meisten Herrschaften stark verfrüht, aber trotzdem vermochten die kleinen, jedoch überaus behaglichen Räume der Baronin die Zahl der erschienenen Gäste kaum zu fassen, die freilich zum weitaus größten Theil aus Herren bestanden, und besonders aus Herren von fünfzig Jahren abwärts. Aber unter diesen waren die vornehmsten Namen vertreten.

Im kleinen Mittelsalon saß die Hausfrau, von einem ausgewählten Kreise ihrer Bewunderer umgeben. Sie war wirklich eine blendende Schönheit. Ihr nach allen Regeln der Aesthetik geformtes Gesicht hätte einem Bildhauer des griechischen Alterthums zum Modell eines Junokopfes dienen können. Und junonisch war auch die ebenmäßige, geradezu majestätische Gestalt der kaum sechsundzwanzigjährigen Wittwe, die in ihrer schweren, ebenso geschmackvollen als kostbaren Toilette das Muster einer vornehmen, von der ganzen Männerwelt angebeteten Modedame verkörperte.

Der Kreis, der sie umgab, war für den Neuling oder minder Kühnen nicht leicht zu durchbrechen, denn keiner der Herren, die sich hier wie die Satelliten um ihren Planeten schaarten, wollte den mehr oder minder vortheilhaften Platz aufgeben, von welchem aus er einen bestimmten Bruchtheil der Sonnenstrahlen ihres Lächelns, der Geistesblitze ihres Gespräches erhaschen zu können glaubte.

Aber die Baronin beliebte heute nicht, den vollen Strahl ihrer Gnade ausströmen zu lassen, und die meisten der sie umschwärmenden Herren wußten auch warum und gedachten dieses Warums mit einem Seufzer eifersüchtigen

Neides. Jeder wußte ja, daß es ihm auch mit den geistvollsten Komplimenten, den glühendsten Huldigungen nicht gelang, bei der Dame jenes Wohlgefallen zu erringen, dessen Glück nur Einem lächeln konnte.

Und dieser Eine war nicht da.

O, was hätten sie Alle, Alle darum gegeben, dieser — Eine sein zu dürfen, den Jeder nur zu gut kannte!

Jetzt trat ein neuangekommenes Herrenpaar Arm in Arm in den äußeren Salon, wo die gallonirten Diener den Thee servirten. Es waren zwei sehr elegante Gestalten, vom Scheitel bis zur Sohle unverfälschtes Blaublut, wie sich auf den ersten Blick erkennen ließ.

Ein alter, strammer General mit einer über und über mit Orden bedeckten Brust, der eben vom Buffet kam, trat den beiden Ankömmlingen entgegen und reichte dem Aelteren und Größeren die Hand.

„Ah, lieber Baron, jetzt wird die Gesellschaft vollzählig! Freue mich herzlichst, Sie wiederzusehen!"

„Erlauben mir Excellenz, Ihnen einen Gast aus Wien vorzustellen, bei dem ich den Sommer über auf der Auerhahnjagd im Salzburgischen gewesen: Graf Goswitz — Brigadegeneral v. Schlingheim, ein Jugendfreund meines Vaters."

„Ah, kenne Ihre Familie dem Namen nach sehr wohl," sagte der General, dem Fremden herzlich die Hand schüttelnd. „Wollen sich wohl unsere Gesellschaft ansehen? Sehr gut, da haben Sie an Baron Limbach den denkbar besten Führer gewonnen. Es ist sehr hübsch, Limbach, daß Sie Ihren Freund gleich hierher gebracht haben."

„Hier findet Graf Goswitz die beste Gelegenheit, mit allen jüngeren Herren bekannt zu werden," entgegnete der Baron lächelnd, „und hier hoffe ich auch, seine Bekanntschaft mit meinem lieben Freunde Wernshausen zu vermitteln. Ist Herbert noch nicht hier?"

„Habe ihn nicht gesehen, und er müßte mir doch aufgefallen sein. Ah, lieber Graf, da dürfen Sie sich auf eine interessante Bekanntschaft gefaßt machen!"

Goswitz verbeugte sich mit verbindlichem Lächeln.

„Ich habe bereits so viel vom Grafen Wernshausen vernommen, daß ich wirklich sehr begierig bin, ihn kennen zu lernen."

„Na, lieber Limbach, führen Sie Ihren Freund einstweilen zur Baronin, um ihm eine jedenfalls angenehmere Bekanntschaft zu verschaffen, als die eines alten Mannes, wie ich es bin. Ich hoffe, noch später Gelegenheit zu haben, mit Ihnen über den vergangenen Sommer zu plaudern, über Ihre jedenfalls interessanten Erlebnisse und Abenteuer. Ich habe mich da drüben zum Whist engagirt."

Nachdem sie sich von dem General verabschiedet, nahmen die Beiden ihren Weg langsam nach dem Mittelsalon, auf jedem Schritt aufgehalten durch die vielen Bekannten, mit denen Baron Limbach zusammentraf und denen er seinen Begleiter vorstellen mußte. Dabei spähte der Baron nach allen Seiten, aber der Gesuchte, Wernshausen, schien zu seinem Befremden wirklich nicht anwesend.

„Sie werden wohl nicht wenig erstaunt sein, lieber Graf," sagte er, „daß Sie hier so wenig ältere Herren und fast gar keine Damen antreffen?"

„In der That; der General v. Schlingheim schien mir bis jetzt der Einzige —"

„Ach, Schlingheim findet sich hier nur ein, weil er da seine liebsten Spielparthien findet, und weniger als anderswo der für ihn sehr unangenehmen Nothwendigkeit ausgesetzt ist, Galanterien drechseln zu müssen. Die Excellenz ist nämlich ein ebenso eingefleischter Liebhaber des Spiels, als ein unverbesserlicher Weiberfeind. Na, Sie werden ihn noch kennen lernen. Ein etwas urwüchsiger alter Haudegen, aber ein prächtiger Charakter, ein Juwel!"

„Was Sie sagen! Der General ein Weiberfeind? Da ist er also wohl Hagestolz aus Grundsatz?"

„Nein, nein, lieber Graf," lachte Limbach, „da irren Sie gewaltig. Schlingheim ist Wittwer. Und man sagt, daß eben die Erfahrung, die er in seinem Eheleben machen mußte, den Hauptgrund seiner tiefgewurzelten Abneigung gegen das schöne Geschlecht bilde."

Jetzt betraten die beiden Herren den Mittelsalon, und als die Hausfrau des Barons ansichtig wurde, blitzte es plötzlich in ihrem Auge auf. Sie reichte ihm lächelnd die Hand, die er galant an seine Lippen führte.

„Willkommen, Herr Baron. Ich habe nur noch Sie und Ihren Freund vermißt. Sie bringen ihn doch mit?"

Ein spöttisches Lächeln umspielte die Mundwinkel Limbach's, als er in einem Tone der Demuth, dem man die Ironie anmerkte, erwiederte: „Vermindern Sie mir nicht mein Scherflein Gnade in Ihren bezaubernden Augen, gnädigste Baronin, wenn ich Ihre Frage verneinend beantworten muß."

Der Blick der Baronin wurde bei diesen Worten sprühend, und eine leichte Falte grub sich zwischen die herrlich gezeichneten dunklen Augenbrauen.

„Ich habe Wernshausen bereits seit drei Tagen nicht gesehen," fuhr Limbach sehr unbefangen fort. „Dafür gestatten Sie mir jedoch, Ihnen einen Fremden vorzustellen, der den ebenso heißen als begreiflichen Herzenswunsch nährt, den Stern unserer Gesellschaft kennen zu lernen: Graf Julius v. Goswitz aus Wien."

Frau v. Mühlhoff erwiederte die tiefe Verbeugung des Vorgestellten mit einem kalten Kopfnicken. Das hierauf sich entspinnende Gespräch drehte sich um die gleichgiltigsten Dinge. Man hörte es der Baronin an, daß sie keine weitere Sehnsucht trug, den anfangs so freundlich begrüßten Baron und den Neueingeführten noch länger im Bannkreise ihrer unmittelbaren Nähe zu behalten. Goswitz machte die Beobachtung, daß die Hausfrau die versteckte Abneigung des Barons schon längst kennen müsse und dieselbe wohl mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihres Temperamentes erwiedere.

„Nun, lieber Graf, was halten Sie von der Allgefeierten?" frug Limbach, als er mit seinem Begleiter in einem der Nebensalons an das Buffet trat, das eben jetzt sehr vereinsamt stand.

„Eine herrliche Erscheinung, in der That. Und ich vermag das Lob ihrer Anbeter, aufrichtig gestanden, weit eher zu begreifen, als Ihre Abneigung, Herr v. Limbach," erwiederte der Graf mit Begeisterung.

Der Baron lächelte sarkastisch und sah ihn über die

Theetasse hinweg, die er an den Mund führte, mit einem Blicke an, in dem ebenso viel Schalkhaftigkeit als Befriedigung lag.

„Lieber Graf," sagte er nach einer Pause im leichtesten Plaudertone, „haben Sie schon einmal die Statuen im Parke des Schönbrunner Schlosses bei Wien genau betrachtet? Ich meine die Standbilder in der nach dem Versailler Muster verschnittenen Allee, die von der Rückseite des Lustschlosses nach der Gloriette führt —"

„Gewiß, oder ich müßte kein Wiener sein. Aber, erlauben Sie —"

„Sehen Sie, als ich vor vier Jahren zum ersten Male Ihre Vaterstadt besuchte und jene erwähnte Allee an einem milden Sommerabend durchwandelte, da fesselte mich das liebliche Antlitz einer Hebe, die in graziöser Haltung aus dem sie umgebenden Grün hervorlächelte. Der eben aufgehende Mond warf durch das leise zitternde Geäst einen so wunderbaren Schimmer auf die Marmorstatue, daß diese sich zu beleben schien. Ich empfand so etwas vom Pygmalion, als er das Steingesicht der Galathea sich regen sah. Ich stieg auf eine nahestehende Bank und von dieser auf einen Baumast, so daß ich mit dem Kopfe der Statue in gleicher Höhe war. Eine eigenthümliche schwärmerische Laune, die mir heute sehr lächerlich erscheint, trieb mich, das Marmorgesicht der Hebe zu berühren, vielleicht zu küssen — was weiß ich. Da bemerkte ich zu meinem Schaudern, daß der Kopf — hohl war. Aus der Höhlung, die der leicht geöffnete Mund bildete, kroch eine Ameisenschaar und widerliches Gewürm;

ich ließ den Ast los und — purzelte sehr unsanft auf den Kiesweg nieder. — Seit der Zeit bin ich von aller Schwärmerei geheilt und habe mich daran gewöhnt, Statuen aus einer gewissen unschädlichen Entfernung zu bewundern."

Goswitz lachte auf. „Sie sind ein sehr boshafter Spötter! Was hat Ihnen denn — die Hebe gethan, welche Sie durch dieses Geschichtchen mit der Schönbrunner Schwester in eine Parallele stellen wollen? Haben Sie denn auch mit Jener einen Fall vom mondscheinbeglänzten Baume erlebt?"

„Ich sagte Ihnen ja, daß ich seither vorsichtiger geworden bin. Aber ich sehe zu meinem Bedauern einen Anderen, einen lieben Freund, zum hohlen Kopf emporsteigen. Und wie ich diesen Anderen kenne, steht zu befürchten, daß er viel empfindlicher als ich herabfallen wird vom Baume der Erkenntniß. Ich habe mir blos den Ellenbogen zerschunden und bin längst geheilt, aber mein armer Freund — bricht das Genick!"

„Herr v. Wernshausen?" sagte der Graf halblaut und zögernd. Limbach nickte. Jede Spur seiner ihm sonst eigenthümlichen Heiterkeit war jetzt aus seinem Gesichte verschwunden.

„Aber mein Gott, weshalb warnen Sie ihn nicht, den Unglücklichen?"

„Ich habe es mehr als einmal gethan und so hartnäckig, daß es fast schon zum Bruche zwischen uns kam, denn Wernshausen ist ein eigensinniger Charakter. Trotz seiner Wildheit, seiner Kühnheit, die etwas Beängstigendes,

Verzehrendes an sich hat, durchdringt sein scharfer Verstand allmählig den Nebel, den eine phantastische Leidenschaftlichkeit oft vor sein Auge schiebt; aber wehe, wenn Andere diesen Nebel zerblasen wollten! Dann klammert sich der Trotzige an das schemenhafte Trugbild, als könne er es durch sein Ungestüm zum körperlichen Wesen machen, dann wäre er bereit, in seinem zum Wahnwitz werdenden Unabhängigkeitsdrang, den jeder Widerspruch aufreizt und mißtrauisch macht, sich und sein Lebensglück einer Laune des Eigensinns zu opfern. Ich habe deshalb nach und nach meine Opposition eingestellt, hoffend, er werde wie gewöhnlich selbst im richtigen Moment zur Einsicht kommen; aber diesmal scheint diese auszubleiben oder erst dann eintreten zu wollen, wenn es zu spät geworden sein wird."

„Und — entschuldigen Sie meine vielleicht etwas indiskrete Frage — inwiefern stände Wernshausen in Gefahr, durch eine Verbindung mit der Baronin Mühlhoff sein Lebensglück zu zertrümmern?"

„Sehen Sie denn nicht, Herr Graf, daß die Damen und die älteren Herren, die Häupter unserer Aristokratie, den Salons der Sirene fern bleiben? Sie wird vom höheren Adel als nicht — wie soll ich sagen — nun, als nicht voll anerkannt. Dies geschieht allerdings zumeist aus dem Grunde, weil sie keine ‚Geborene' ist. Sie war Schauspielerin, erste Liebhaberin an einem ausländischen Hoftheater, ich weiß nicht mehr, an welchem. Der selige Baron Mühlhoff ließ sich durch das Lärvchen der Kokette den alten Schädel derart entzünden, daß er sie als seine

Gemahlin heimführte, trotzdem ihr Ruf nicht ganz makellos gewesen sein soll. Nun, er scheint wohl diesen Knabenstreich des Greisenalters auf dem ganzen Rest seines Lebensweges nach Kräften bereut zu haben, denn man erzählt sich wunderbare Dinge von dieser kurzen, aber sehr bewegten Ehe. Ein rachsüchtiges Kammermädchen wußte sogar etwas von einer Reitpeitsche zu berichten, mit welcher der selige Baron seiner Gemahlin in's Gewissen geredet haben soll."

„Was Sie sagen!" Goswitz war auf's Höchste überrascht.

„Mühlhoff fiel vor drei Jahren, nach kaum einjähriger Ehe, im Duell. Veranlassung dazu gab, wie man hier und da munkelt, eine im Adelskasino gefallene Aeußerung über das Vorleben der Frau Baronin und ehemaligen Schauspielerin, welche als siebenzehnjähriges Mädchen mit einem Bühnenkünstler aus dem Hause ihres Vaters, eines biederen Handwerkers in irgend einem Provinzneste, entlaufen sei. Nun, wenn der Baron durch das Duell diese Beschuldigung als Verleumdung erhärten wollte, und der Zweikampf, wie Manche behaupten, ein Gottesgericht sein soll, dann war jene Anschuldigung nicht so grundlos, wie die Baronin glauben machen will. Nur schade, daß dafür der arme Mühlhoff büßen mußte. Indessen scheint dieser nicht ungern die Gelegenheit ergriffen zu haben, aus dem ihm verbitterten Leben zu scheiden. Er hat während seiner langwierigen Behandlung nach der nicht absolut tödtlichen Verwundung in einem unbewachten Moment die Verbände abgerissen, was seine Verblutung

zur Folge hatte. Freilich soll dies eine That des Wahnsinns, begangen im Wundfieber, gewesen sein, aber der Kammerdiener, den die Beschuldigung traf, den zu bewachenden Kranken verlassen zu haben, behauptete, dieser hätte ihn mit einem wohlüberlegten Auftrag aus dem Zimmer geschickt. — Begreifen Sie nun, Herr Graf, wie verhängnißvoll es ist, um die Hand der Baronin werben zu wollen?"

„Wie ist es denn dann aber nur möglich, daß Ihr Freund —"

„Weil er den Abgrund eben nicht sehen will, in den zu springen er schon Anlauf genommen hat. Er erklärt Alles für pure Verleumdung, erfunden von Seite Derjenigen, welche die Frau als Eindringling in die Aristokratie betrachten oder sie um die Huldigung beneiden, die man der schönen Wittwe von allen Seiten darbringt. Kurz, die Leidenschaft für dieses Weib hat ihn völlig blind gemacht. Er, den seine interessante Erscheinung, sein bleiches, edles Gesicht mit den blitzenden, dunklen Augen manchem Weibe gefährlich gemacht hat, der immer lachte, wenn man ihm von Treue und echter Liebe sprach; dieser schier unverwundbar erscheinende hörnere Siegfried hat jetzt den Speer einer verzehrenden Liebesleidenschaft im Leibe und kann nicht genesen. O, wie oft habe ich's ihm prophezeit, daß für ihn, für sein im Grunde edles, braves Herz, noch die Stunde kommen werde, wo es der Liebesgott in Banden haben würde . . . aber so habe ich mir das wahrhaftig nicht gedacht. Es ist schändlich!"

„Und kann da nicht sein Vater, der Minister, sein Machtwort einlegen?“ frug Goswitz.

„Ist längst geschehen, aber Herbert's Starrsinn ist unbeugsam. Ueberdies ist er sein eigener Herr, und der Vater kann ihn nicht zwingen, die Baronin aufzugeben. Herbert ist Majoratsherr auf Goseck, welches Gut ihm der Vater gleich bei seiner Mündigkeitserklärung abgetreten hat. Und nur der Umstand, daß jetzt Gräfin Aurelie, seine Stiefmutter, das Schloß bewohnt, von welchem sie sich nicht trennen will, bestimmt Herbert, seine Werbung noch nicht offen vorzubringen. Aber wie ich höre, sollen schon Schritte eingeleitet sein, die arme Gräfin Wernshausen auf ein anderes Familiengut zu bringen, so sehr sich die Bedauernswerthe auch dagegen sträuben mag.“

„So bewohnt also die Gräfin nicht das Palais des Ministers hier in der Stadt?“

„Nein, sie hat schon seit vielen Jahren Goseck nicht mehr verlassen,“ erwiederte Limbach zögernd. „Und Graf Wernshausen hat keinen Grund, die Tragödie seiner Familie aus dem Schatten hervorzuziehen, den das einsame, von einem dichten Wildparke umgebene Majoratsschloß wohlthätig darüber breitet.“

„Wie? Das Gut bewahrt also sozusagen ein Familiengeheimniß?“

„Die Gräfin Wernshausen, ja. Die Dame ist krank, unheilbar gemüthskrank, schon seit langen Zeiten. Keiner aus unseren Kreisen erinnert sich mehr ihrer, die auf Goseck wie eingemauert erscheint. Der Minister vermeidet es gleichfalls, an seine Gattin zu erinnern oder erinnert

zu werden, ja, ich bin überzeugt, Viele halten ihn für einen Wittwer."

„O, wie traurig! Und ist es nicht bekannt, was die Ursache der Gemüthskrankheit der Armen gewesen?"

„Es verlautet nichts Bestimmtes darüber," entgegnete der Baron achselzuckend. „General v. Schlingheim erzählte mir einmal, der Verlust ihres Sohnes aus erster Ehe habe den Geist der Gräfin zerrüttet. Sie war nämlich vor ihrer Verbindung mit dem damals erst kurz verwittweten Wladimir Wernshausen an Graf Egon v. Wernshausen, den Vetter des Ministers, verheirathet. Der Husarenmajor Egon v. Wernshausen, der ein kühner Reiter gewesen ist, verunglückte bei einem Spazierritte durch den Sturz in eine Schlucht in der Nähe des Gutes Goseck. Graf Wladimir, der damals noch Attaché bei der Gesandtschaft in Dresden war, heirathete später die Wittwe seines Vetters."

„Und hat der Minister außer Ihrem Freunde Herbert weiter keine Kinder?" frug Goswitz, der sich für die Familie Wernshausen immer mehr interessirte.

„Noch ein etwa vierzehnjähriges Mädchen, die kleine Camilla, deren Geburt eben der ersten Gattin des Grafen das Leben kostete. Seine Ehe mit Gräfin Aurelie blieb kinderlos."

„Und ihr Sohn aus erster Ehe, das Kind des verstorbenen Egon Wernshausen, mußte der Mutter durch seinen Tod den Geist zerrütten! Seltsam!"

„Ja, der kleine Hans, der damals etwa sieben Jahre zählen mochte, soll gleichfalls eines unnatürlichen Todes

gestorben sein. Ich weiß nicht mehr wie. Nun, jedenfalls bitte ich Sie, im Hause des Ministers, in welches ich Sie dieser Tage einführen werde, dieses Familiendrama's mit keinem Worte zu gedenken, wenn Sie nicht eine wunde Stelle am Herzen des alten Grafen berühren wollen."

„Sehr begreiflich. Doch, apropos, Sie vermissen Graf Herbert noch immer in diesen Salons. Weshalb eilt er nicht, die Baronin aufzusuchen, wenn er ihr so leidenschaftlich ergeben ist, wie Sie doch sagten?"

„Das ist mir selbst ein Räthsel. Sonst ist diese Vernachlässigung des Gegenstandes seiner Neigung stets ein Anzeichen seines beginnenden Ueberdrusses gewesen, sozusagen die Einleitung zum langsamen Bruch; aber diesmal wage ich sein Fernbleiben nicht so hoffnungsvoll zu deuten. Ueberdies verliert Herbert kaum etwas, wenn er sich heute nicht in den Troß der anderen Anbeter der Sirene begibt, da er doch die Geliebte täglich ohne störende Zeugen sehen kann. Die Leidenschaft für die Mühlhoff hat seinen Blick noch nicht so weit getrübt, daß er seine Schwäche und Nachsicht auch auf ihre Umgebung ausdehnt, und es bewegen sich manche Elemente in diesen Räumen, die weder ihm, noch mir besonders zusagen. Frau v. Mühlhoff pflegt nämlich in der Wahl ihrer Gesellschaft nicht so streng vorzugehen, wie es im Interesse ihres Ansehens zu wünschen wäre."

„Ah, darum gingen wir auch an mancher Persönlichkeit vorbei, ohne daß Sie mich vorgestellt hätten. — Da bemerke ich zum Beispiel drüben am Spieltische, als

Partner des Generals v. Schlingheim, einen interessanten Kopf, der mir schon vorhin in der allernächsten Umgebung der Baronin Mühlhoff aufgefallen ist. Welch' eine prächtige Erscheinung von tadelloser Eleganz! Der dunkle Teint, das blitzende Auge und das mattschwarze, gekräuselte Kopf- und Barthaar, dazu noch die wirklich schön geschnittene Nase. Wer ist dieser fremde Südländer?"

„Sie haben es errathen: Prinz Othenio Vamillarez ist ein Orientale, aus Constantine in Algerien, aber aus einer spanischen Familie. Sehen Sie, dieser interessante Hidalgo, der ein ebenso glühender Verehrer der Baronin Mühlhoff als des Spiels ist, hat fabelhaftes Glück in der Damenwelt. Sein exotisches Aeußere, die Pikanterie seiner Herkunft, im Vereine mit seiner wirklich geistreichen Unterhaltung, die er mit schmachtender Stimme in einem allerliebsten fremdländischen Dialekte zu führen pflegt — das Alles genügt, um ihn unseren Damen als begehrenswerthe Dekoration ihrer Salons erscheinen zu lassen, ganz abgesehen von seinem hohen Range, den er sich zuschreibt. Nun, ich für meinen Theil hege ein vielleicht nicht begründetes Mißtrauen gegen ihn, das mir seine Gesellschaft nicht sehr wünschenswerth erscheinen läßt. Ueberdies wird auch von seiner Seite meine Abneigung im vollen Umfange erwiedert. Die feine Nase des Prinzen wittert eben mit Empfindlichkeit, daß ich nicht geneigt bin, ohne Weiteres Alles vortrefflich zu finden, was die Mehrzahl dafür erklärt — doch sehen Sie, Herbert Wernshausen hat es doch nicht über sich gebracht, seiner Flamme heute Abend ganz fern zu bleiben, gerade tritt er ein.

Kommen Sie, ich werde Sie sogleich mit ihm bekannt machen."

Nachdem Limbach die beiden Herren einander vorgestellt, knüpfte er mit Wernshausen ein Gespräch an, auf welches dieser jedoch nur mit merkbarer Ungeduld und Zerstreutheit einging. Während dessen hatte Goswitz Gelegenheit, den Grafen genauer zu betrachten. Jeder Zug dieses blassen Gesichtes war durchgeistigt und von einer starren Kälte, die jedoch ein ungezähmtes, wildfeuriges Innere errathen ließ. Das Augenpaar unter der gedankenreichen Stirne funkelte fast dämonisch. Was aber der Stirn ein eigenthümlich interessantes Gepräge verlieh, das war ein feiner blaßrother Streifen, die Narbe von einem Säbelhiebe, die sich schräg vom rechten Scheitel bis zur linken Augenbraue herabzog.

Endlich machte sich Wernshausen los, verabschiedete sich flüchtig und entfernte sich nach dem Mittelsalon.

„Es nützt nichts mehr, er ist verloren!" sagte der Baron, ihm nachsehend, im Tone tiefster Trauer. „Kommen Sie, Graf, wir wollen wenigstens Zeuge davon sein, wie ihn Frau Circe aufnimmt. Er scheint heute, ebenso wie sie, nicht in der rosenfarbigsten Laune zu sein."

Während sich Limbach und Graf Goswitz nach dem Salon wandten, erschienen noch zwei neue Ankömmlinge, der Freiherr v. Udelbach und ein Herr v. Püllnitz, denen der Baron ebenfalls den Grafen vorstellte.

„Ist Wernshausen nicht gerade vor uns angekommen?" frug Udelbach. „Ich glaube unter den Wagen draußen den seinigen erkannt zu haben."

„Vor etwa zehn Minuten trat er hier ein," erwiederte Limbach.

„Dacht' ich's doch, daß sein erster Gang hierher sein werde."

„Ah, haben Sie ihn schon früher getroffen, meine Herren?"

„Wir hatten noch vor einer halben Stunde Gelegenheit, ihm einen ernsten Freundschaftsdienst zu leisten," näselte Püllnitz.

„Wie?" rief der Baron lachend, „er hat also den Nachmittag in Ihrer Gesellschaft verbracht und ließ hier die Göttliche auf ihn warten? Das könnte mich erfreuen, aber die Baronin wird dafür mit ihm tüchtig schmollen."

„Ich glaube kaum," meinte Udelbach, „wenn sie erfährt, welcher Art die Abhaltung war."

„Wenn die Waffen aneinander klingen, ist keine Zeit, galante Redensarten zu drechseln," sagte Püllnitz mit feierlichem Ernst, während er seinem faden, verlebten Gesichte einen wichtigen Ausdruck gab und sein riesiges Monocle in die Augenhöhle klemmte.

„Ah, wieder ein Duell?" Limbach war überrascht und runzelte die Stirn.

„Unter solchen Umständen kann die Baronin natürlich nicht anders, als ihm verzeihen," meinte Udelbach. „Kommen Sie, Püllnitz, wir wollen Wernshausen in seiner Vertheidigung ihr gegenüber unterstützen. — Auf Wiedersehen, meine Herren."

Udelbach und Püllnitz entfernten sich, während sich der Baron zu Goswitz wandte und in ärgerlichem Tone

sagte: „Das sind so kleine Scherze, durch die Wernshausen seiner Leidenschaftlichkeit Luft zu machen liebt."

Hierauf wandten sie sich an den General v. Schlingheim, der sich eben vom Spieltischchen erhob und den Beiden entgegen ging. Sein ohnedies stets stark gefärbtes Gesicht war dunkelbraunroth.

„Nun, haben Sie Ihr Spielchen schon beendet, Excellenz?" fragte der Baron, der seinen eben erregten Aerger verplaudern wollte.

Der General warf einen giftigen Blick hinter sich nach dem grünen Tische, den Prinz Vamillarez eben mit heiterem Lächeln verließ, und murmelte einen derben Fluch in den dicken weißen Schnurrbart.

„Total fertig, sage ich Ihnen. Der Spanier oder Afrikaner da drüben hat mich wie gewöhnlich tüchtig ausgebeutelt. Das kommt davon, weil ich mich wieder verleiten ließ, vom Whist auf das vermaledeite Pharao überzugehen."

„Ja, Seine Hoheit haben ein wunderbares Glück," lachte Limbach. „Ich würde es nicht wagen, mich mit ihm, dem offenbaren Liebling der Fortuna, zu messen. Er ist unbesiegbar auf dem grünen Tuche."

„Ach, Sie spielen ja überhaupt nicht, Sie Philosoph!" brummte der alte Militär mit ärgerlichem Lachen. „Aber ich kann dieses unselige Vergnügen nicht lassen."

Graf Goswitz suchte Schlingheim zu beschwichtigen, indem er das Gespräch auf ein anderes Thema lenkte; man nahm Cigarren und ließ sich an einem Tische in der Nähe des Buffets nieder.

Die Herren waren schon im Begriffe, aufzubrechen, als Limbach seinen Freund rasch an sich vorüberschreiten sah, dem Vorzimmer zu.

„Pardon, meine Herren! Ich bin im Augenblick wieder hier; ich habe an Wernshausen noch eine kleine Frage zu richten."

Er eilte hinaus und holte den Freund noch auf dem Korridor ein.

„Du gehst schon?" rief er ihm zu. „Hast Du Dich denn mit der Frau Loreley überworfen, daß sie Dich verabschiedete?"

„Ich bitte Dich, laß diesen ewigen Spott, den ich nicht länger zu dulden gesonnen bin. Du weißt, wie ich über Frau v. Mühlhoff denke!"

Der Seufzer des Barons bestätigte das.

„Du bist heute scheint's in der Laune, mit Jedermann Händel anzufangen. Das ist sonst gewöhnlich ein Zeichen, daß man sich selbst etwas vorzuwerfen hat. Im moralischen Katzenjammer liebt man es, seinen Freunden die Vorwürfe entgelten zu lassen, mit denen man sich selbst quält. Hast Du Deinen Mann in's Jenseits geschickt?"

„Ah, die beiden Elstern, Udelbach und Püllnitz, haben also auch schon bei Dir geklatscht über die Geschichte?" sagte Wernshausen, während er leicht erröthete. „Laß das, es war nicht der Rede werth. Einen einfachen Hieb über den Mund, um ihm die Sprechwerkzeuge auf einige Zeit außer Gebrauch zu setzen."

„Nun gut, mich kümmert's ja nicht weiter. Aber Du

gestattest mir wohl die Frage, woher es kommt, daß Du Deine Sekundanten unter den Udelbachs und Püllnitz suchst, als ob Joseph Limbach, Dein Dutzfreund, gar nicht mehr existirte, he? Oder bin ich auch eine Elster?"

„Sei nicht böse, Joseph," sagte Wernshausen, ihm die Hand reichend. Seine Stimme war unsicher, als zögere er mit der Erklärung. „Siehst Du, ich habe gefürchtet, Du könntest mir meine Bitte um Deinen Beistand vielleicht abschlagen; ich wollte mir keine Abweisung holen. Es ist nämlich — die Sache, weshalb —"

„Hui, Herbert, ich ahne! Eine Sache, derenthalben ich Dir den Beistand als Zeuge verweigern würde, kann nur nach einer Richtung hinauslaufen. Dein Gegner hat nicht Dich beleidigt, sondern —"

„Na, siehst Du, ich hätte auf Dich nicht rechnen können! Aber Du irrst, eben ich wurde mitbeleidigt durch den Verleumder mit der Schmähung —"

„Es hat also wieder ein Rencontre wegen der Baronin Irene Mühlhoff gegeben?" sagte Limbach ärgerlich. „Ja, Herbert, da konntest Du allerdings meine Unterstützung nicht erwarten."

„Wenn ich Dich nicht schon als einen so treuen Freund erprobt hätte, Joseph, ich müßte wegen Deines fortgesetzten Hohnes gegen die Baronin ernstlich an Deinem Wohlwollen für mich zweifeln. Du mißbrauchst Dein Recht, mir gegen meine Entschlüsse Vorstellungen, sogar Vorwürfe zu machen —"

„Und ich, Herbert, ich müßte fast an Deinem gesunden Verstande zweifeln, wenn Du Dich meinen Rathschlägen

verschließest. Wenn ich Dir nun die Wahl stellen würde: ich oder Irene v. Mühlhoff?"

„So müßte ich, wenngleich ich Dich mit größtem Bedauern verlieren würde, dennoch Irene wählen — da kann es kein Zaudern geben, denn ich kann nicht aus Rücksicht auf eine Laune von Dir mein Lebensglück aufgeben."

„O mein Gott! Herbert, Du bist — na, ich will nicht länger Prediger in der Wüste sein. Vielleicht sendet Dir der Himmel noch einen Engel, der Dich zur Einsicht bringt. Bis zur Vermählung hat es ja noch Zeit!"

„Nicht so sehr als Du glaubst, Joseph," entgegnete Herbert lächelnd. „Morgen setze ich mich mit meinem Vater endgiltig auseinander und — mag's mit oder ohne Einwilligung von seiner Seite sein — übermorgen werbe ich um Irenens Hand. Dann geht es sofort an die Hochzeit auf irgend einem entfernten Gute. Der Notar hat bereits in meinem Auftrage den Heirathskontrakt aufgesetzt und wird ihn nächster Tage der Baronin zur Einsichtnahme vorlegen."

„Herbert!" Der Baron trat entsetzt einen Schritt zurück.

„Du siehst also, Deine Opposition ist fruchtlos!" Wernshausen schob den Hut in den Nacken und reichte dem Freunde zum Abschied flüchtig die Hand.

Drittes Kapitel.

Die Ritter von der silbernen Rübe.

Stephan Brandt stand schon den ganzen Nachmittag an seiner Staffelei und arbeitete in tiefen Gedanken an seiner „Braut von Messina", aber diese Gedanken schienen

sich nicht viel mit dem Kunstwerke zu beschäftigen, denn wenn er schon im Laufe mehrerer träge dahinschleichenden Minuten einen Pinselstrich auf der Leinwand gemacht, so verwandte er die nächste Viertelstunde wieder darauf, das Gemalte mit dem Bimsstein wegzukratzen. Er seufzte mehrmals auf und legte endlich unmuthig die Palette weg, sich auf den Malstock stützend und das Gesicht betrachtend, das sich in zauberischer Beleuchtung von dem grünen Hintergrunde abhob. Aber er konnte sich damit doch keine Arbeitslust mehr einflößen.

Wenn sonst solche Augenblicke träumerischer Verlorenheit über ihn kamen, bedurfte es nur eines anregenden Gespräches mit dem stets hilfsbereiten Freund, um ihn wieder in das wirkliche Leben und zu dessen Anforderungen zurückzuführen, aber heute war Vollbrecht nicht da; der alte Drehstuhl vor dem Schreibpult am Fenster stand leer. Brandt mußte also selbst darauf bedacht sein, sich Schaffenslust zuzusprechen.

„Ich hätte meiner Beatrice doch i h r e n Kopf geben sollen," murmelte er für sich. „Aber Richard — und die Andern? Würden sie nicht sofort errathen, was ihnen meine Miene bei ihren Anzüglichkeiten bestätigen müßte? —

„Aber ich könnte mit mehr Begeisterung arbeiten," fuhr er nach längerer Pause in seinem Selbstgespräche fort, „ich würde Gelegenheit haben, mein Talent an einem Modell zu messen, das mich zum höchsten Fleiße anspornen müßte. Richard hat doch sehr Unrecht mit seiner Philosophie über die Vortheile der Armuth. Nein, unabhängig, frei von den Nichtigkeiten des prosaischen Lebens

muß der Künstler sein, will er wirklich Gutes schaffen! O, wäre ich reich, hätte ich nur genug, um von Sorgen unberührt zu bleiben, ich wüßte, wie ich meine Fähigkeit, meinen Fleiß beschwingen wollte. Wenn ich so vor sie, vor ihre Eltern hintreten könnte: Da, da bin ich, ich will Euer Kind glücklich machen, wie sein Besitz mich glücklich machen wird. — Und dann mit frischem Muth, mit zufriedener Brust an die Arbeit — zum Ruhm! ... Und so —? Es ist zum Haare ausraufen! Die Noth lähmt mir mit ihrem schweren Finger den Arm, der so gerne den Pinsel führen und das Glück umfassen möchte ...!

„Ja, Reichthum! Er ist an und für sich nicht das Glück. Aber er ist der Schlüssel dazu, die Springwurzel, mit der man den Schatz Fortuna's hebt! ..."

Er wurde in seinen halblauten Gedanken durch ein leises Pochen an der Zimmerthür unterbrochen. — „Herein!"

Er hob den Kopf. Ein warmer Strom ging von seinem Herzen durch alle seine Adern, als er eine schlanke Mädchengestalt auf der Schwelle erblickte. Sie blieb stehen, ein leichtes Roth lag auf dem lieblichen, frischen Madonnengesichtchen, als sie sich in dem Zimmer umsah, das jetzt nur den Maler beherbergte.

„Lottchen! Fräulein Walker!" rief Brandt, ihr entgegengehend.

„Sie sind allein, Herr Brandt?"

„Wie Sie sehen. Freund Vollbrecht ist ausgegangen — in Geschäften. Aber was verschafft mir das so überaus seltene Vergnügen?"

„Es ist ein Brief für Sie angekommen, Herr Brandt. Ich würde Sie gewiß nicht gestört haben bei Ihrer Arbeit, aber ich dachte, das Schreiben könne etwas Wichtiges, Dringendes enthalten, und die Mutter ist gerade vorhin zum Vater in's Bureau gegangen, ihm das Essen zu bringen; sie konnte also nicht —"

„Aber bitte, von einer Störung kann ja gar keine Rede sein. Sie sehen doch, daß ich nicht arbeitete. Ueberdies kann Ihre Gegenwart nur —"

Er biß sich auf die Lippen und streckte verlegen die Hand nach dem Briefe aus. Als Lottchen ihm denselben reichte, berührten sich ihre Fingerspitzen, was Beide erröthen und erbeben ließ, so daß der Brief zu Boden fiel. Beide bückten sich darnach — und wieder stießen ihre Hände aneinander.

„Wahrhaftig, mein Fräulein," sagte Stephan, während er den Brief mechanisch in den Händen drehte, mit treuherzigem Tone sich selber ermuthigend, „wahrhaftig, ich würde Sie öfters bitten, mir Gesellschaft zu leisten, um ... das heißt, wenn Ihre Zeit es gestattet ... doch, mein Fräulein, wäre es Ihnen nicht möglich, in Gesellschaft Ihrer Frau Mutter, so dann und wann wenigstens, hier bei uns zu arbeiten, wir könnten plaudern — und das stört doch beiderseits nicht unsere Arbeit —"

Lottchen sah ihn lächelnd an, was seine Verlegenheit derart erhöhte, daß er in seiner Rede abbrach.

„Aber Sie denken nicht an Ihren Freund, an Herrn Vollbrecht, der sich für diese Plauderstunden schönstens bedanken würde."

„Nun, so würde Ihre Gegenwart wenigstens dazu beitragen, mich in meiner Arbeit zu fördern. Vielleicht gestatten Sie mir dann auch, einige Züge von Ihnen zu benützen, um die von mir geschaffenen Frauengestalten zu idealisiren."

„Herr Brandt, Sie wollen mir schmeicheln —"

„Bitte, sehen Sie sich diese Beatrice hier auf meiner Leinwand an! Ich habe so oft schon die Augen, den Mund, jeden einzelnen Zug in diesem Gesichte verändert, daß von dem ursprünglichen Ausdruck keine Spur mehr vorhanden ist. Und doch wüßte ich für diesen Kopf ein herrliches Vorbild —" Er rückte das Bild auf der Staffelei und stellte es in's volle Licht.

„Ah, wirklich wunderbar. Ich verstehe zwar nicht viel von Ihrer Kunst, Herr Brandt, aber das wahrhaft Schöne, der echte Werth muß Jeden ergreifen. O, wie sind Sie doch glücklich, ein so hohes Talent, einen so edlen Beruf zu besitzen!"

Sie stand mit gefalteten Händen vor dem Gemälde. Brandt erschien sie in dem Augenblicke, in ihrer unbewußt reizenden Stellung, so überirdisch schön, daß er ihr hätte zu Füßen sinken mögen. Das überschwänglichste Lob einer berufenen Kunstkritik, der Lorbeer des öffentlichen Ruhms hätte ihn nicht mit solcher süßen Befriedigung erfüllen können, als die schlichten Worte des einfachen Bürgermädchens, das in diesem Augenblick mit reinem, kindlichem Herzen die Heiligkeit der Kunst empfand und ihrer Göttlichkeit ein stummes, aber andächtiges Gebet weihte, das aus dem Schimmer ihrer feuchten Augen leuchtete.

„Fräulein Walker," sagte er gerührt, ihre Hand erfassend, die sie ihm arglos überließ, „Sie wissen gar nicht, wie unendlich wohl Sie mir mit Ihren gütigen Worten gethan haben. Es gibt Momente einer trüben Stimmung, wo Einen Verzweiflung erfaßt, Mißtrauen in die eigene Leistungsfähigkeit. Da klingt es doppelt süß, solche liebenswürdige Anerkennung zu erringen. O Fräulein Lottchen, wenn Sie nur immer gegenwärtig sein könnten in den Stunden, wo mich die Selbstqualen überfallen; wenn Sie an meiner Seite —"

Die Begeisterung, die seine Brust schwellte, riß ihn dahin. Er hielt inne, aber der heiße, lange Kuß, den er auf ihre Hand drückte, vollendete, was er ganz auszusprechen sich scheute. Lottchen schrak unter der Berührung zusammen und entzog ihm ihre Hand. Eine dunkle Blutwelle ergoß sich über ihr Gesichtchen, es zu einer wahrhaft himmlischen Lieblichkeit verschönend. Stephan's übervolles Gemüth konnte sich nicht länger bemeistern. Er faßte auf's Neue ihre Hand.

„Lottchen!" sagte er stürmisch, „lassen Sie es mich Ihnen in diesem Augenblicke, den mir ein glückliches Schicksal bescheert, sagen, was Sie wohl schon längst aus meiner Miene errathen konnten —"

„Um des Himmels willen, halten Sie ein!" rief sie geängstigt, ihm die rosige Hand auf den Mund legend.

„Lottchen, warum wollen Sie mich nicht anhören?" stotterte er. „Ich schwöre Ihnen, daß —"

„Nicht doch, nicht doch," unterbrach sie ihn kopfschüt-

telnd und wandte sich ab. Es kostete ihr ersichtlich große Mühe, ihre Fassung zu bewahren.

„Seien Sie nicht grausam! Ich bitte Sie, lassen Sie mich sprechen!"

„Ich — ich weiß, was Sie sagen wollten. Ja, ich habe es bereits errathen, wie Sie ja eben selbst vorausschickten; ich habe es errathen! Aber ich bitte — schonen Sie mich, meine arme, gequälte Seele — !"

„Gequält? Durch mich gequält?"

„Lassen Sie mich. Ich will vergessen, was Ihnen jetzt, im Momente einer künstlerischen Begeisterung zu entschlüpfen droht."

„Und doch — es ist ja schon herausgesagt! Was könnte ich denn noch hinzusetzen?" sagte er traurig. „Und Ihr Unwille soll wohl so viel heißen, als wie: Ich mag von Dir und Deiner lächerlichen Neigung — nichts wissen?"

„Mein Gott, Herr Brandt, Sie — Sie sind unbarmherzig! Sie sind —"

Ihre Stimme zitterte wie unter mühsam zurückgehaltenem Schluchzen, eine schwere Thräne befreite sich von ihren Wimpern und rollte die glühende Wange hinab. Sie preßte die bebenden Hände vor's Gesicht und sank auf den Sessel neben der Staffelei nieder. Stephan wagte nicht, ihren ihm heiligen Schmerz mit einem Worte zu stören, das hier nur banal klingen konnte.

„Herr Brandt," sagte Lottchen endlich nach längerem Schweigen, sich erhebend und schon halb nach der Thür gewendet, „zürnen Sie mir nicht, wenn ich Ihnen viel-

leicht weh gethan habe. Ihre stürmischen Worte kamen mir allerdings unerwartet, so daß sie mein Innerstes erregten, aber gleichwohl gehöre ich nicht zu den Mädchen, die in solcher Lage vielleicht nur dem Herzensinstinkt folgen und die Vernunft verstummen lassen; die Schule des Lebens, die ja auch Ihnen nicht fremd sein kann, stählt ihre Prüflinge und macht sie vor der Zeit stark und widerstandsfähig. Eben diese Schule aber hat mich Erfahrungssätze gelehrt, unter denen ich als den obersten den betrachte, der da gebietet, seine Seele, die Regungen seines Herzens in der Gewalt zu behalten. Wir dürfen Beide nicht blos auf unsere innere Stimme lauschen, wollen wir nicht den festen, sicheren Halt verlieren."

Stephan senkte das Haupt auf die Brust und sah beschämt zu Boden.

„O Nichtigkeit des Glückes! Sklaverei der bitteren Armuth!" murmelte er zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor.

„Versündigen Sie sich nicht an der Vorsehung, die Ihnen ein köstliches Geschenk in die Wiege legte: Ihr herrliches Talent! Nein, Herr Brandt, jetzt heißen Sie noch die Stimme Ihres Herzens schweigen, das von künftigem Glück träumt. Fühlen Sie denn nicht, wie unendlich peinvoll, wie unhaltbar unsere Stellung zu einander werden müßte, wenn wir jetzt nicht der Mahnung der kalten, aber ehrlichen, untrügerischen Vernunft Gehör schenken wollten? Lassen Sie uns still neben einander hergehen, versuchen wir's, den alten Verkehr zwischen uns wieder herzustellen, vergessen wir, was heute —"

„Vergessen!“ rief Stephan schmerzlich. „So wollen Sie mir nicht einmal den Trost einer geheimen Hoffnung schenken?“

„Nun denn —“ sie zögerte, aber dann vollendete sie mit wehmüthigem Lächeln: „wir wollen auch hoffen, aber kein Wort soll über unsere Lippen dringen, welches den Gesetzen der Vernunft widerspräche, der wir uns ja mit diesem Gelöbniß für die Zukunft unterworfen haben. Nicht wahr, Herr Brandt?“

„Sie sind ein herrliches Mädchen!“ sagte er, ihr die Hand entgegenstreckend. „Ja, Sie haben Recht, wir wollen das eben Vorgefallene vergessen, aber mit sehnsüchtiger Hoffnung der Zukunft entgegensehen, die uns vielleicht gestattet, das Siegel von unseren Lippen zu lösen und den heutigen Moment nochmals zu erleben. Ich danke Ihnen für Ihre trostreichen Worte! Wenn es noch etwas gegeben hat, was meine innige Verehrung für Sie noch erhöhen konnte, so war es der bewundernswerthe feine Takt, mit dem Sie unsere Herzen besänftigt haben.“

Sie konnte nur mit dem Kopfe nicken, denn das stürmische Wogen ihres Busens gestattete ihr keine Worte. Stephan zog ihre Hand, deren Fingerspitzen die Narben der Nadelstiche, die Ehrenzeichen der Arbeit, trugen, nochmals an seine Lippen, dann ließ er ihr den Weg zur Thür frei.

Die Hand auf das pochende Herz gepreßt, stieg Lottchen die Treppe hinunter. Sie zwang sich, die Standhaftigkeit zu bewahren, die sie vorhin geradezu heroisch erscheinen ließ nach dem schönen Siege, den sie errungen hatte.

Aber nachdem die Thür des kleinen elterlichen Wohnzimmers hinter ihr in's Schloß gefallen war, da vermochte sie die milden Thränen nicht länger zurückzuhalten, die sich verrätherisch hervordrängten. Sie betrachtete ihre rechte Hand, die Stephan vorhin in der seinen gehalten hatte, und drückte einen langen, innigen Kuß auf die Stelle, die seine brennenden Lippen berührt hatten. —

Brandt war an's Fenster getreten und sah über den Hofraum hin. Die vielen Fenster, die ihm von allen Seiten entgegenstarrten, boten in ihrer Einförmigkeit keinen Anblick, der geeignet gewesen wäre, die bittere Trostlosigkeit in seinem Innern zu verscheuchen oder zu mildern. Ihm schien aus allen diesen Fenstern nur die Armuth zu blicken, die im „Musenhofe" ja ein so vielfaches Heim gefunden hatte.

Der junge Maler seufzte schmerzlich auf und fuhr sich mit der Hand über die bewölkte Stirne, als wolle er etwas davon hinwegwischen. Er erhob seinen Blick über das Dach des Hauses zum Himmel empor, der in heiterer Bläue herniederlächelte, als spotte er des Kalenders, der schon den Einzug des Weinmonats verkündete. Brandt's Miene glättete sich unter dem wohlthätigen Einfluß, den sein warmempfindendes Herz und sein Künstlerauge von dem klaren, wolkenlosen Firmamente empfing. Er erinnerte sich der süßen, verheißungsvollen Stimme, die ihm Trost und Hoffnung für die Zukunft zugesprochen hatte.

„Ja, das liebe Kind hat Recht! Ich will arbeiten, Muth und Kraft sammeln zum Lebenskampfe, jetzt, wo mir ein solch' hoher Siegespreis winkt. Hinweg mit allem

Zaudern und faulem Dahinträumen im Hader mit Welt und Schicksal, hinweg mit den brennenden Selbstquälereien! Auf zum mühseligen, aber lohnversprechenden Pfade, der allein zur Selbstachtung, zum Ruhm, zum Glück emporführt!"

Mit erhobenem Haupt und tief aufathmender Brust wandte er sich um, stellte die Staffelei zurecht und griff nach Stock, Pinsel und Palette auf dem Tischchen an seiner Seite. Da fiel ihm der Brief in die Augen, der eigentlich die Ursache von Lottchen's Besuch gewesen war. Er lag noch da, wie ihn Stephan hingeworfen und über der hohen Bedeutung des Augenblickes ganz und gar vergessen hatte.

Jetzt griff er hastig nach dem Couvert und betrachtete es mit Erstaunen. Es war klein, von feinstem Velinpapier mit vergoldeten Rändern und strömte einen zarten, süßen Duft aus. Die Adresse war mit kleiner, zierlicher Schrift geschrieben, die augenscheinlich von einer weiblichen Hand herrührte. Brandt, der sich nichts entgehen lassen wollte, prüfte den Poststempel über der Briefmarke; er nannte das Viertel der Reichen und Vornehmen. Die andere Seite des Couverts trug ein Wappensiegel mit einer siebenzackigen Krone.

„Das sieht ja fast aus wie ein zärtliches Liebesbriefchen," murmelte der Maler kopfschüttelnd vor sich hin. „Wenn meine Adresse nicht so genau angegeben wäre, ich würde denken, der Briefträger habe sich geirrt. Nun, wir werden ja sehen, was man von uns will und wie wir zu diesem Schreiben kommen!"

Er riß das Couvert ab, faltete den duftenden Briefbogen auseinander und sah nach der Unterschrift.

„Baronin Mühlhoff?“ sagte er verwundert. „Habe den Namen noch nie gehört. Woher könnte ich sie kennen? Seltsam!“

Er setzte sich und las das Briefchen bedächtig durch.

„Sehr geehrter Herr!

Man hat mir kürzlich Ihr hervorragendes Talent gerühmt, und da ich keine Gelegenheit versäume, dem Genie meine Förderung zuzuwenden, bitte ich Sie, sich am Donnerstag Vormittags in meinem Hause auf dem Opernplatze einfinden zu wollen. Ich gedenke Sie mit einem Auftrage zu betrauen, der Ihnen Gelegenheit geben wird, Ihr Können als Künstler auch für weitere Kreise zur Anschauung zu bringen. Empfangen Sie einstweilen die Versicherung meiner Hochachtung.

Baronin Mühlhoff.“

Brandt ließ das Briefblatt sinken und zuckte die Achseln.

„Sehr schmeichelhaft! Aber im Grunde genommen bin ich jetzt so klug als wie zuvor. Wie gelangte diese Baronin Mühlhoff zu der Kenntniß von meiner mehr als bescheidenen Existenz? Höchst sonderbar! Nun, ich werde mich ja überzeugen, was daran ist. Jedenfalls will ich keine allzu sanguinischen Hoffnungen nähren, denen eine bittere Enttäuschung folgen könnte. Wenn nur Vollbrecht erst hier wäre; vielleicht weiß der Auskunft oder kennt den Namen dieser räthselhaften Kunstgönnerin.“

Polternde Schritte kamen jetzt die Treppe herauf und näherten sich der Thür zum Mansardenzimmer. Sie flog

auf, und zwei Herren traten ein. Der Eine derselben war der Universalkünstler Ludwig oder vielmehr Luigi Stampfel; der Andere ein großer, überaus dicker Mann in mittleren Jahren, mit einem ziemlich struppigen Vollbart im weingerötheten Gesicht.

„Hipp, hipp, hurrah!" rief Stampfel, seinen Künstlerhut schwenkend. „Sei uns gegrüßt, Bruder in Apollo!"

„Gott zum Gruße!" entgegnete der Maler belustigt. „Ah, Wurm, altes Haus, welches glückliche Ereigniß hat Dich einmal wieder veranlaßt, zu uns herüberzukommen und unsere vier Treppen zu erklettern?"

„Du hast's errathen, Bruder, ein glückliches Ereigniß hat mich dazu gebracht," erwiederte der Dicke pustend und setzte sich in Ermangelung einer anderen Sitzgelegenheit in der Stube auf das Bett.

„Das ist schön! Aber laß doch hören; hast Du vielleicht das große Loos gezogen oder ist Dein Erbonkel in Weimar gestorben?"

„Hoho, so weit sind wir noch nicht! Aber der Architekt Bäumling hat mir den Auftrag zu ein paar Reliefmedaillons für einen seiner Neubauten ertheilt."

„Und Du hast einen Theil davon schon abgeliefert —"

„So weit sind wir noch nicht," brummte der Bildhauer, „aber ich habe, meinem bekannten Prinzipe getreu, sofort einen anständigen Vorschuß begehrt und wunderbarer Weise auch wirklich erhalten. Da, sieh her, junger Apelles, und weide Dein künstlerisches Auge! Was, ein prächtiger Fidibus?"

Er zog einen Hundertmarkschein hervor und hielt ihn

auseinandergefaltet mit beiden Händen hoch über sein kahles Haupt.

„Bravo! Ich gratulire Dir, Wurm, aber den Herrn Bäumling bedaure ich. Der Ahnungslose scheint Dich nicht zu kennen. Oder willst Du diesmal vielleicht einem nicht minder bekannten Prinzipe von Dir untreu werden und den Auftrag ausführen, ehe noch der letzte Pfennig dieser anmuthig gezeichneten Banknote den Weg aller Deiner Gelder gewandert ist? Hast Du diesen löblichen Vorsatz?"

„So weit ist er noch nicht," spottete Stampfel, nach seiner Gewohnheit im Zimmer hin und her gehend und jeden Gegenstand betrachtend.

„Was denkst Du denn von mir, Brandt? Dieses Papierchen soll erst dazu dienen, mir eine angemessene Anregung zu verschaffen, mich in die Stimmung zu bringen; das gehört auch zur Arbeit."

„Ich fürchte nur, es werden zu diesem Zwecke noch etliche Vorschüsse Bäumling's nöthig sein, so daß schließlich bei Ablieferung Deines Werkes ein verschwindend kleiner Rest bleibt, der wie gewöhnlich besten Falles gerade dazu genügt, die mittlerweile auf dieses Honorar hin anderswo aufgehäuften Schulden zu begleichen. Wurm, Opferpriester des Bacchus, ich kenne Dich!"

„Ach, was geht uns denn das schon heute an? Vorläufig denke ich nur daran, wie wir den Besitz dieses Kapitals gebührend feiern."

„Es lebe der Leichtsinn, es lebe der Wein!" sang Stampfel mit einem sogenannten Krawattentenor. „Aber

da kann ich gleich einen brillanten Vorschlag machen. Höre Brandt, Ihr wolltet ja dieser Tage einen Ausflug nach Goseck machen, um dem Wucherer Amberg zu entgehen. Heute wäre die günstige Gelegenheit, dieses Projekt wieder aufzunehmen. Mir sind von meiner Monatsrente auch glücklich noch zehn Mark übrig geblieben, über deren nutzbringende Anlage ich mir schon schwere Sorgen gemacht habe. Was wäre also gescheidter, als das herrliche Wetter zu benützen und auszufliegen? Wer weiß, wie lange es dauert, daß der Herbst mit allen seinen rauhen Begleitern uns überfällt. Benützen wir die letzte Frist. Vollbrecht wird doch auch dabei sein, da er eben im Begriffe steht, seinem Geldbeutel etwelchen klingenden Inhalt zuzuführen. Also auf, auf, nach Valencia! Oder in die böhmischen Wälder; wir ziehen dort eine Räuberbande zusammen, und Du, Mohr von Venedig, sollst unser Hauptmann sein!"

„Nicht übel, Deine Idee, Bruderherz," pflichtete der Bildhauer bei; „was meinst Du dazu, Lord Brandt?"

„Ich bin schon dabei, denn zum Arbeiten habe ich ohnedies heute keine Lust mehr, und ein erfrischender Spaziergang wird mich aufheitern. Also nach Goseck hinaus soll es gehen, Musenritter?"

„Ja, es gibt da draußen trefflichen Wein. Die Gegend ist reizend und in anderthalb Stunden bequem zu erreichen."

„Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein!" sang Stampfel.

„Ei, da geht's ja hoch her, dideldumdei — bin auch

dabei!“ rief es von draußen. Im nächsten Augenblick ging die Thür auf; Vollbrecht trat ein.

„Jetzt ist das Quartett vollzählig,“ rief Brandt, mit den Anderen den Freund begrüßend. „Nun, hat Herr v. Püllnitz bezahlt?“

„Glänzend! Das Kind meiner Muse hat ihm so gefallen, daß er zehn Mark als Extrahonorar beifügte. Morgen erhält Amberg die fünfzig Mark Abzahlung auf meine Schuld, und mir bleiben noch zehn Mark übrig.“

„Prächtig!“ rief Wurm, den Poeten mit sich im Kreise herumschwenkend. „Der Goldfuchs genügt gerade zur heutigen Exkursion.“

Hierauf verkündete er ihm im Verein mit dem Maler seinen ungewöhnlichen Geldbesitz und den gefaßten Beschluß bezüglich der Fußparthie.

„Na, ich bin's zufrieden,“ erklärte Richard, sich den langen Bart streichend. „Aber dann laßt uns keine Zeit verlieren, sondern sogleich aufbrechen!“

„Ah, da seht einmal den Glückspilz! Und uns sagt er kein Sterbenswörtchen davon!“ rief jetzt Stampfel, zwischen sie tretend. In der Hand hielt er das Billet der Baronin Mühlhoff, das er soeben auf Brandt's Farbentischchen gefunden und natürlich mit größter Gewissenhaftigkeit gelesen hatte.

„Ludwig!“ rief Brandt mit anscheinender Entrüstung, „Du bist so indiskret, fremde Dokumente zu durchstöbern?“

„Ach was, Larifari! Warum lässest Du solche duftende Korrespondenzen so achtlos umherliegen?“

„Wie? Was gibt's? Was soll das?" riefen die Anderen, näher tretend.

Das Allerweltsgenie drückte den protestirenden Maler bei Seite, pflanzte sich mit ausgespreizten Beinen mitten im Atelier auf und las den Brief mit feierlicher Stimme wie eine amtliche Bekanntmachung vor.

„Gratulor Bruder Raphael!" brüllte Wurm mit seiner dröhnenden Baßstimme, als der Klaviervirtuose die Vorlesung beendigt hatte.

„Aber höre 'mal, und das müssen wir erst durch die Indiskretion unseres Generalgenie's erfahren?" sagte Richard mit gutmüthigem Vorwurf. „Das ist ein Verrath an unserem viereinigen Freundschaftsbunde!"

„Schäme Dich in Deine hinterlistige Seele hinein!" grunzte der Bildhauer.

„Aber erlaubt doch," erklärte Stephan lachend, „ich weiß ja noch gar nicht, ob denn diese Epistel wirklich an mich gerichtet ist? Das ist vielleicht ein Mißverständniß oder eine muthwillige Mystifikation."

Er sah dabei alle Drei der Reihe nach etwas mißtrauisch an, aber die Mienen der Freunde blieben vollkommen ernst.

„Nein, nein, Stephan," sagte Vollbrecht, „das geht Dich an. Herr v. Püllnitz, der neulich Deine ‚Braut von Messina' mit mehr Wohlwollen als Verständniß gesehen hat, als er mich mit seinem Auftrage beehrte, sagte mir heute, er habe in Deinem Interesse gewirkt und Dich empfohlen. Ich glaubte anfangs, das sei nur so eine verbindliche Redensart, aber nun sehe ich, daß der Mann

wahr gesprochen. Denn wahrscheinlich ist dieser liebenswürdige Brief schon ein Resultat seiner Empfehlungen an höherer Stelle. Wahrhaftig, das hätt' ich dem Dummkopf gar nicht zugetraut!"

„Ja, ja, so wird's sein," meinte Wurm kopfnickend.

„Ich könnte es wahrhaftig brauchen," seufzte Stephan. „Nun, ich werde nicht ermangeln, mich der geschätzten Kunstfreundin mit größter Pünktlichkeit vorzustellen. — Herrgott, was fällt mir da ein — o weh!"

„Was hast Du?"

„Kinder, Freunde," jammerte der Maler mit komischer Verzweiflung, „wie kann ich denn der Dame würdig entgegentreten, ich habe ja keinen Frack!"

Eine Pause allgemeiner Rathlosigkeit griff Platz.

„Eine schwarze Hose hätte ich allenfalls," meinte Vollbrecht nachsinnend, „man müßte nur den schadhaften Kniestellen durch etwas Tinte zu neuem Glanz verhelfen. Das wäre wenigstens der untere Theil der Toilette."

„Die Verbesserung ist gut zu bewerkstelligen," äußerte Stampfel, „Tinte hat Vollbrecht im Ueberfluß, und in der kunstreichen Kolorirung des Beinkleides kann unser Brandt gleich sein Malertalent zur Geltung bringen."

„Aber der Frack, der Frack!"

„Höre, Brandt," entschied endlich der Bildhauer mit vieler Salbung, „der ist nicht unbedingt nöthig. Du ziehst Deinen Paletot an und behältst ihn zugeknöpft, so lange Du mit der Baronin berathschlagst."

„Aber der Ueberzieher — der, na, kurz gesagt, der

befindet sich in amtlicher Verwahrung, um den Mottenfraß zu verhüten."

„Aha!" sagte Wurm mit raschem Verständniß der Sachlage. „Na, den lösen wir einfach aus. Vergönne mir, Dir diesen Liebesdienst zu erweisen. Ich bin ja glücklicher Inhaber von baaren einhundert Reichsmark."

„Wie, Du wolltest? Du bist ein braver Freund, Michel!"

„Ach, nicht der Rede werth. Ob diese Kleinigkeit in's Leihamt oder zum Kneipwirth wandert, das ist doch gleich," brummte Wurm, sich aus der Umarmung des gerührten Malers befreiend.

„Siehst Du, Stephan, so geht es," sagte Vollbrecht lächelnd. „Ueberdies wird es die Frau Baronin nicht so genau mit der Etikette nehmen, wenn sie eine wirkliche Kunstfreundin ist. Doch jetzt vorwärts!"

Das Quartett der Freunde griff nach den Hüten und machte sich unter fröhlichem Gespräch auf den Weg. Voran Vollbrecht, Arm in Arm mit dem Musiker, ebenso als zweites Paar der Maler und der Bildhauer: ein lebendiges Viergestirn der Künste.

Viertes Kapitel.

Das verwunschene Schloß.

Der Felsenkeller im Dorfe Goseck war ein beliebter Ausflugspunkt bei den Einwohnern der Residenz, denn da wurde, mitten in einer prachtvollen Landschaft, guter und echter vaterländischer Rebensaft um billiges Geld ausgeschänkt. Die Wirthschaft war auch heute sehr gut be-

sucht, dachte doch so manche Familie, die letzten heiteren Tage des Jahres, so gut es ging, auf dem freien Lande zu genießen. Die Lage Goseck's war unendlich malerisch, obgleich keine Bergriesen die Staffage bildeten, aber verstreute Höhen und ein dichter Eichenwald zu beiden Seiten des Dorfes gaben der Landschaft ein harmonisches, heiteres Gepräge.

Die vier Künstler saßen in sehr gehobener Stimmung um einen runden Tisch, der bereits eine erkleckliche Batterie leerer Flaschen aufwies. Lust und Frohsinn herrschte unter ihnen, und als endlich der Abend hereinbrach, und man an die Heimkehr denken mußte, da schwankten Stampfel und Wurm ganz bedenklich.

„Wir wollen den näheren Weg am Schlosse Goseck vorbei nehmen," rief Vollbrecht, der im Verein mit dem Maler Stampfel am Arme führte oder richtiger schleppte.

„Seht nur, der Mond zertheilt die Nebelwolken vollständig," sagte der vor ihnen gehende Bildhauer, den die frische Nachtluft allmählig wieder ernüchterte. „Wir können also das verwunschene Schloß im besten Lichte der Romantik sehen. Wahrhaftig, ich glaube, da drüben bei der Wegbiegung taucht schon das weiße Erkerthürmchen aus den Bäumen empor!"

„Stephan, wenn ich Landschaftsmaler wäre, das wäre etwas für meinen Pinsel!" meinte Vollbrecht im Weiterschreiten.

Stampfel hielt philosophische Einkehr in sich und bemühte sich schweigend, seine sehr unregelmäßige Gangart etwas zu verbessern.

„Wahrhaftig," rief Stephan aus, während man sich dem großen Parke näherte, der das einstöckige Gebäude umgab, „ich könnte mir nicht leicht einen passenderen Namen für das verwunschene Schloß denken, als eben diesen, den ihm der Volksmund schon längst gegeben hat."

Der weitläufige Park bot mit den dunkelragenden Bäumen, von denen jeder Windstoß eine Parthie ihres Blätterschmuckes hinwegfegte, einen fast unheimlichen Anblick. In der Mitte erhob sich das einfache Schlößchen, im Rococostyle gebaut, mit seinem weißen, vom Mondlicht hell beleuchteten Gemäuer nahezu gespenstisch zwischen den Aesten der Eichen hervorlugend. Die blinkenden Fensterscheiben in der einzigen Etage zeigten keine andere Beleuchtung, als eben die der Mondstrahlen, welche sich darin spiegelten.

Die Freunde, die durch die Stäbe des Parkgitters sahen, konnten sich des trostlosen Eindrucks nicht erwehren, den dieser Anblick auf sie äußerte. Die Scherze verstummten, und selbst Stampfel betrachtete mit schweigendem Ernst das starre, malerische Bild.

„Kann man sich eine passendere Staffage zu einem Gespenstermärchen denken, als diese da?" hub der Bildhauer nach einer Weile wieder an. „Hier vor uns das alte Gebäude zwischen den hohen Baumriesen! Dort hinter uns der schmale Pfad, der zwischen Dorngestrüpp zur Teufelsschlucht hinüberführt, in deren Grundwasser mancher nächtlicher Weile Verunglückte modern soll. Ich würde mich gar nicht wundern, wenn sich jetzt dort aus jener seltsam verwachsenen Baumgruppe ein Gespenst los-

löste und im schleppenden Geisterhabit lautlos auf uns zugeschwebt käme."

Brandt lachte laut auf, erschrak aber im selben Moment über seine eigene Stimme, die in der ringsum herrschenden Einsamkeit ein schrilles Echo erweckte.

„Himmel! Seht dort hin! Ich glaube, Michel's Phantasie verwirklicht sich!" sagte Richard hastig, aber leise, und zeigte mit dem ausgestreckten Arm durch das Parkgitter nach der linken Flanke des Schlosses.

Wirklich, dort wurde jetzt eine lichte Gestalt sichtbar, die so plötzlich und lautlos erschienen war, daß eine etwas erregte Phantasie immerhin glauben konnte, sie sei direkt aus der glatten Mauer herausgetreten.

Die vier Männer starrten mit eigenthümlicher Empfindung auf das schier schemenhafte Gebilde, das im Mondlichte wahrhaft gespenstisch sich darstellte. Sie wagten es nicht, die unheimliche Stille durch ein störendes Wort oder einen lauten Athemzug zu unterbrechen, sich unwillkürlich dem seltsamen Eindruck ganz überlassend.

(Fortsetzung folgt)

Das holde Leben.

Novelle
von
E. Merk.

(Nachdruck verboten.)

Es war spät nach Mitternacht, als Doktor Hubert Scholz die Lampe nahm, um sich aus dem Studirzimmer in sein Schlafgemach zu begeben. Seine Geschäfte als Direktor des großartigen Alterthumsmuseums der Stadt ließen ihm am Tage wenig freie Zeit, und der wissenschaftliche Artikel, an dem er so emsig gearbeitet hatte, sollte baldmöglichst veröffentlicht werden.

Er war so versunken gewesen in die schöne, erhabene Vergangenheit, in die Welt der Griechen, in der seine Gedanken stets zur Hälfte weilten, daß es ihm nun vor den Augen flimmerte, und seine Füße wankten, als sei er aus dem Traum erwacht. Aus der in Schatten gehüllten Ecke, in welcher sein Bücherschrank stand, schien sich ihm plötzlich das Haupt der Hera, von dessen formvollendeter Schönheit er eben begeistert geschrieben hatte, hervorzuheben und ihn anzustarren mit den pupillenlosen, leeren Marmoraugen. Der Kopf wuchs vor ihm empor

zur Riesengröße. Er füllte den ganzen Raum. Er schien sich ihm zu nähern, ihn zu erdrücken. Eine unsägliche Beklemmung ergriff ihn; er hörte sein Herz klopfen in schweren, raschen Schlägen. Aber seine Gedanken waren nicht verwirrt.

„Eine tolle Sinnestäuschung," sagte er sich und faßte die Lampe krampfhaft fester, während er versuchte, sich dem Tische, auf dem die Wasserflasche stand, zu nähern. Aber der Tisch, von dem ihn nur wenige Schritte trennten, schien ihm unendlich fern; er konnte die Füße nicht mehr bewegen; er fühlte, wie sein Arm zu zittern begann.

„Die Lampe — sie darf nicht zu Boden fallen! Die Manuscripte würden verbrennen!" Das war sein letzter Gedanke.

Dann war die Lampe doch seinen Händen entglitten, und er bewußtlos zusammengesunken dicht vor der Aschenurne, die ihm einer seiner Kollegen aus Egypten mitgebracht hatte, und die ihm ob ihrer wundersamen Bemalung der werthvollste Besitz schien, den er sein eigen nannte.

Als er aus der Ohnmacht erwachte, war es ganz dunkel um ihn; nur durch eine Ritze der zusammengezogenen Vorhänge schimmerte ein feiner, heller Streifen: der dämmernde Sommertag. Die Lampe war zerbrochen, erloschen. Es roch nach Petroleum, und die Luft schien so schwer und dumpf in dem Raum, als hätte sein Zusammenfallen alle Folianten und Geräthe durchrüttelt und die schlummernden Staubtheilchen emporgejagt.

Hubert fühlte sich unendlich müde und krank, als er

endlich sein Zimmer, sein Lager erreichte. Draußen waren schon die Schwalben lebendig. —

Die Haushälterin verlor ihre Fassung, als der Direktor am anderen Morgen nicht zur gewohnten Stunde nach dem Wasser klingelte und erst um zehn Uhr beim Frühstück erschien. Auch sein Vater verbarg seine Unruhe über dieses unerhörte Ereigniß nicht.

Die beiden Herren lebten zusammen, seit Jahren in der gleichen Wohnung, mit der gleichen Bedienung, und niemals pflegte die Regelmäßigkeit ihrer Tageseintheilung nur um eine Viertelstunde verrückt zu werden. Nur in der Zeit des Mittagsmahles trat manchmal eine Schwankung ein, durch eine Sitzung, eine dienstliche Abhaltung; doch zum Morgenkaffee fanden sich Vater und Sohn pünktlich ein, wie die Uhr; es traf sich oft, daß sich in derselben Minute die zwei Schlafzimmerthüren öffneten. Sie wünschten sich dann einen guten Morgen; neben jeder Tasse lag schon die Zeitung bereit, und nur selten wurde die Lektüre durch ein kurzes Wort unterbrochen.

Sie sprachen überhaupt nicht viel mit einander, vertrugen sich daher ausgezeichnet. Der Oberzollrath Scholz war sehr rüstig, dachte noch nicht daran, sich von seinem Posten in den Ruhestand zurückzuziehen, und es kam seinem Sohne eigentlich gar nie in den Sinn, daß sein Vater doch etwas älter sei, als er. Sie führten das gleiche, stille, abgegrenzte Leben der Pflicht, der Eine mit seinen sechsunddreißig, der Andere mit seinen sechsundsechzig Jahren.

Das ungewohnt einsame Frühstück hatte dem Ober-

zollrath an diesem Morgen wenig behagt. In übler Laune nahm er seinen Hut, um sich in das Bureau zu begeben, als der Sohn endlich seine Schlafzimmerthür öffnete.

„Ich fühle mich nicht wohl und werde nach dem Arzte schicken," sagte er.

„Dachte mir's, dachte mir's," erwiederte der Vater, ohne seinen Aerger über diese Störung der Ordnung verbergen zu können. „Wozu aber den Arzt? Er wird Dich doch nicht kuriren. Ich habe mir noch stets selbst das Richtige zu verordnen gewußt und kann Dir nur mein prächtiges Buch über Baunscheidtismus empfehlen; in meiner Bibliothek zweite Reihe rechts. Wir sprechen heute Mittag darüber. Jetzt muß ich fort. Guten Morgen!"

Hubert schien aber doch dem „prächtigen Buch" weniger zu trauen, als dem Arzte, denn ein paar Stunden später fuhr Doktor Fallhof vor. Er war ein Altersgenosse des Direktors; sie hatten sich während ihrer Studentenzeit befreundet und trafen sich noch allwöchentlich in einer Gesellschaft von Gelehrten. Der Arzt schien überrascht, daß Hubert ihm zum Ausgehen gekleidet im schwarzen Rock entgegen kam. Der Direktor trug sich immer nur schwarz.

„Ich fürchtete, Dich in den Federn zu finden," rief er mit lauter, etwas derber Stimme. „Es muß Dir ja schlimm zu Muthe sein, wenn Du Unsereinen zu Rathe ziehst!"

Hubert erzählte von dem plötzlichen Ohnmachtsanfall,

klagte über allerlei beunruhigende Erscheinungen, die ihn seit längerer Zeit gequält und ihm die Furcht vor einem Herzleiden wachgerufen hätten.

Er mußte sich ausziehen, und der Arzt nahm eine gewissenhafte Untersuchung vor.

„So, jetzt wäre ich fertig," sagte er dann mit einem bedenklichen Gesicht, setzte sich wieder und sah seinen Freund lange an. Er sprach kein Wort, aber diese Miene sagte Hubert gerade genug.

„Es liegt also wirklich am Herzen?" frug er und hatte Mühe, seine Stimme zu beherrschen.

„Hm, hm!" brummte der Arzt und schüttelte den Kopf, sichtlich verstimmt.

Es war eigen. Hubert hatte so oft von einem Bekannten sagen hören: „Er ist herzkrank," und diese Nachricht gewiß aufrichtig bedauert. Aber nun war es ihm doch, als habe er dieses oft vernommene Wort: „Herzleiden" bisher nicht ganz verstanden, als werde ihm erst jetzt dessen Tragweite klar, als begriffe er erst jetzt, wie hart, wie unerbittlich, wie grausam es klingt, so grausam, daß der Freund, der Mediciner, es gar nicht auszusprechen wagte.

Dem Direktor hatte dieses mitleidige „Hm, hm!" genügt. Es war ihm ein Schauder über den Rücken gerieselt. Die Frage: „Wird es vielleicht bald mit mir zu Ende gehen?" schien sich ihm zusammenzuballen in einen schweren, bleiernen Klumpen, der ihm zwischen die Rippen fuhr und sich festsetzte in der Herzgrube.

Es war eine geheuchelte Gelassenheit, mit der er weiter

frug: „Das Uebel scheint Dir bedenklich, nicht wahr, Fallhof?"

„Ich möchte Dich nicht beunruhigen, lieber Scholz," erwiederte dieser endlich, noch immer sehr ernst. „In Deinem Alter hat die Natur ja noch mächtige Heilkräfte, aber man muß ihr zu Hilfe kommen. Du kommst um Urlaub ein, sofort, und fährst auf's Land, so bald als möglich!"

„Um Urlaub!" rief der Direktor, diesmal ohne sein Entsetzen zu verbergen. „Aber ich bitte Dich, wir stecken tief in der Umänderung unserer egyptischen Säle; der neue Katalog muß zusammengestellt werden. Vor zwei Monaten kann ich gar nicht an's Fortgehen denken."

Doktor Fallhof stand auf. Er war dafür bekannt, daß er von seinen Patienten strengen Gehorsam forderte und bei einem Widerspruch grob wurde.

„So? Nun, wie Du meinst! Wenn Dir der etliche tausend Jahre alte Moder wichtiger ist als Deine Gesundheit, dann thut's mir leid, dann muß ich Dich Deinem Schicksal überlassen. Ich fürchte nur, es besitzt auch keiner meiner Kollegen eine Gesundheitspumpe, die er Dir in Dein Museum bringen kann."

Hubert legte ihm einlenkend die Hand auf den Arm. „So laß mich doch erst mit dem Gedanken an die Reise vertraut werden. — Wohin würdest Du mich schicken?"

„Auf jeden Fall in das Gebirge. Zum Beispiel nach Tegernsee in den bayrischen Vorbergen. Es ist das freilich kein eigentlicher Kurort, aber ich verschone Dich gerne mit Heilwassern und Heilbädern und dem Anblick von

Krankengesichtern. Du sollst nur Luft haben, Waldluft, Bergluft. Das ist die einzige Medicin, die ich Dir verordne. Nebenbei lege ich auch Beschlag auf Deine Bibliothek, von der kein einziger Band in das Reisegepäck kommt. Ueberlege Dir also meinen Rath; ich sehe in ein paar Tagen nach, ob Du vernünftig und folgsam bist. Schau, lieber Scholz," fügte er hinzu, indem er ihm auf die Schulter klopfte, „ich meine es ja gut mit Dir. Nicht blos der Arzt nimmt Antheil an Dir, auch der Mensch. Sind ja Kameraden, Altersgenossen und —"

Er sprach den Satz nicht zu Ende, sondern entfernte sich rasch, nachdem er Hubert noch einmal kräftig die Hand gedrückt.

Dieser ergänzte sich die Worte: „Und es schmerzt ja doppelt, wenn ein Altersgenosse dahingerafft wird."

Er saß lange unbeweglich, nachdem ihn der Arzt verlassen, und starrte vor sich hin. Als am Mittag der Oberzollrath nach Hause kam, sah er den Sohn sehr besorgt an und fragte theilnehmend, wie er sich befinde. Hubert überraschte dieser veränderte Ton.

„Der Doktor ist dagewesen. Ich soll auf's Land, so rasch als möglich," sagte er.

„Ich bin Fallhof begegnet," bemerkte der Vater, der hastig im Zimmer auf und ab schritt, was sonst nicht seine Art war. „Ich glaube, Du wirst am besten thun, seinem Rath zu folgen."

„O!" dachte Hubert, und die Last, die ihm auf die Herzgrube drückte, schien noch schwerer und schmerzlicher zu werden. „Fallhof hat mit meinem Vater über mich

gesprochen. Es scheint nicht gut zu stehen, da mein Vater so ängstlich geworden ist."

In der That schaute der Oberzollrath seinem Sohn während der Mahlzeit beständig forschend in's Gesicht, mit einem recht wehmüthigen Ausdrucke. Diese Miene verdarb dem Direktor vollends den Appetit. Er fühlte, daß er viel lieber verreisen wolle, als diese beunruhigende Beobachtung des Vaters ertragen. Als er dann in sein Studirzimmer trat, da schüttelte er freilich wieder den Kopf. „Die viele, viele Arbeit! Nein, es ist doch unmöglich!"

Er fing an, an seinem Artikel weiter zu schreiben, aber er vermochte die Gedanken nicht wie sonst zusammenzuhalten; eine peinliche Empfindung riß ihn immer wieder in die düstere Gegenwart zurück, wenn er sich in sein sonniges, lachendes Attika flüchten wollte. Endlich sprang er auf, kramte unter seinen Büchern nach einem populär-medicinischen Werk und schlug das Kapitel „Herzkrankheiten" auf. Bei manchem Abschnitt, den er durchflog, stimmten die geschilderten Symptome auffällig mit seinem Zustande überein, und stets wiederholte sich der tragische Schluß: „Es kann Wassersucht, Leberanschwellung, auch eine plötzliche Lähmung des Herzens eintreten."

Die letzten Worte las er immer wieder.

Er hatte bis jetzt doch mit recht festen Füßen im Leben zu stehen geglaubt; nun wurde ihm gleichsam der Boden fortgezogen. Wie sich mit diesem Zweifel an der Zukunft die Anschauungsweise veränderte! Wie werthlos, wie nichtig alle kleinen Tagesfragen wurden, wie die

Dinge um ihn her ihm fern rückten! Er fühlte sich mit einem Male recht allein, als trenne ihn eine kalte Luftschichte von allem Warm-Lebendigen.

Während er nach der philosophischen Kraft rang, auch dem Schwersten gefaßt in's Auge zu schauen, befolgte er doch genau die Vorschriften des Arztes. Er arbeitete nicht weiter an seinem Artikel. Er ruhte nach Tisch ein wenig, ging dann spazieren und schickte noch am selben Tage das Gesuch um Urlaub ein.

Vier Tage später war er auf der Reise in's Gebirge. Er hatte der Bequemlichkeit halber doch seinen schwarzen Anzug mit einem grauen vertauschen müssen und sah in dem leichten Sommerrock nun viel weniger steif und hager aus.

Es ward ihm auch wohler während der Fahrt; der Druck in der Herzgrube verminderte sich. Seit Jahren hatte er nichts mehr von der Natur gesehen. Er erinnerte sich erst wieder, wie schön der Sommer sei, auch der deutsche Sommer. Er hatte immer nur geträumt von dem blauen Himmel Griechenlands, unter dem sich Pinien wiegten, von dem sich herrliche Marmortempel abhoben. Nun besann er sich, daß auch deutsche Buchen und ein schlichtes Dorf im Sonnenschein einen wohlthuenden Eindruck machen.

Es gefiel ihm auch recht gut an dem frischen Bergsee, an welchen sein Arzt ihn hinbeordert hatte. Seine Augen labten sich ordentlich an dem schönen Grün der Hügel und Matten, an dem Bergduft, der über der Landschaft lag. Und die Luft war in der That köstlich; er gab zu,

daß im Vergleich zu diesem reinen Hauch das Gemisch von Gas, Staub und Kohlenrauch, das man in der Stadt athmet, kaum mehr den Namen Luft verdient. Aber nach ein paar Tagen fing es an zu regnen, und Hubert ward von einem schweren Uebel erfaßt: von der Langeweile.

Keine Bücher — keine Arbeit! Seit er Direktor geworden, waren die Sammlungen seine Welt gewesen. Dort fand er Abwechslung, Zerstreuung, Freude, Aerger, Erregung, erfolgreiche Thätigkeit. Nun hatte er diese Welt verlassen und schaute verwundert auf die Stadtmenschen, die, sichtlich recht vergnügt, ihre Tage ohne Arbeit herumbrachten, während ihm die Stunden endlos wurden, und er diesem Alleinsein mit sich selber gar keinen Geschmack abgewinnen konnte.

Es that ihm ordentlich wohl, als ihn eines Tages unter all' den fremden Gesichtern ein bekanntes grüßte: das runde, rothe, selbstbewußte Gesicht einer Frau Oberst v. Stollheim, die er vor einigen Jahren, ehe ihr Gatte noch in eine kleinere Garnisonstadt versetzt worden war, zuweilen bei Verwandten getroffen hatte, ohne an der sehr redseligen Dame einen besonderen Gefallen zu finden.

Doch Landsleute, die sich zu Hause ganz ferne stehen, pflegen sich ja meist wie die besten Freunde zu begrüßen, wenn sie sich an einem fremden Orte antreffen. So bewillkommnete ihn die Dame mit zuvorkommender Herzlichkeit, und er hatte ein behagliches Gefühl, als er wieder den heimischen Dialekt vernahm.

Man befand sich in einem hübschen, dicht am See gelegenen Wirthschaftsgarten. Der Direktor wurde auf-

gefordert, an dem Tische Platz zu nehmen, und den Töchtern Emmy und Mimi vorgestellt; Beide hübsche Erscheinungen; die Eine vier-, die Andere fünfundzwanzig, die Eine braun, die Andere blond. Sie hatten niedliche, gestickte Beutelchen mit einem Knäul vor sich liegen und häkelten an breiten Spitzen mit einer Emsigkeit, als wenn sie für ihre Leistungen bezahlt würden.

Die Mutter führte die Unterhaltung, und auch der Direktor kam nicht oft zum Wort. Er machte schließlich gar keinen Versuch mehr, in die Unterhaltung einzugreifen, nickte nur zuweilen zustimmend und hörte geduldig zu. Das Gespräch machte ihm einigermaßen die Wirkung wie das Geräusch eines Wasserfalls: er wurde angenehm betäubt, und die Stunde verging rascher als eine einsame.

Er verabredete denn auch für den nächsten Tag einen gemeinschaftlichen Spaziergang und traf von nun an sehr häufig mit der Familie zusammen.

Er staunte über sich selbst. Er, der Kavalier dreier Damen! Aber er war sich ja überhaupt fremd geworden, seitdem er nichts zu thun hatte.

Die höfliche Form, die zum Mindesten im Tonfall einen Unterschied macht, je nachdem sich die Worte an ein junges oder an ein älteres weibliches Wesen richten, hatte der Direktor aber gänzlich verlernt. Er sprach mit den jungen Damen genau wie mit ihrer Mutter; allein er zog es doch vor, wenn bei Spaziergängen eines der Mädchen an seiner Seite blieb, denn die sehr dicke, sehr stark geschnürte Frau Oberst pflegte beim Gehen kurzathmig und blauroth im Gesicht zu werden, was etwas

Beängstigendes für ihn hatte. Auch waren die Töchter besser unterrichtet, und Jede schien froh, wenn sie einmal zu Wort kam. Sie genossen gar wenig Freiheit der Rede und der Bewegung. Wenn sie irgend eine Ansicht zu äußern wagten, so rief die Mutter verweisend: „Aber Mimi, das verstehst Du nicht! — Nein, Emmy, das verhält sich so!" Auch ihre Schritte mußten sie nach den langsamen, spärlichen der Mutter beschränken.

Je näher Hubert mit den Damen bekannt wurde, desto mehr fiel ihm auf, unter welch' tyrannischer Oberherrschaft die beiden Mädchen standen, und einmal konnte er sich nicht versagen, der Frau Oberst während eines Spazierganges hierüber eine Bemerkung zu machen. Mimi und Emmy hatten sich nämlich seit vielen Tagen auf eine Fahrt nach der Kaiserklause gefreut, wo alljährlich an einem bestimmten Augustsonntage ein ländliches Fest stattfindet, ein Tanz im Freien, zu dem die Burschen und Mädchen aus den umliegenden Ortschaften von den Sennhütten und einsamen Höfen kommen, Alle im schönsten Feiertagsputz, mit dem bunten Strauß auf dem goldschnurverzierten Hut. Die Städter, die in der Nähe weilen, pflegen sich als Zuschauer in dem Forsthause einzufinden, um das farbige Bild in der grünen Wildniß zu betrachten. Es war aber plötzlich sehr heiß geworden, und Frau v. Stollheim, welche die Hitze ungemein scheute, erklärte, sie danke für das Vergnügen dieser langen Wagenfahrt und bliebe lieber zu Hause. Man bestürmte sie, die jungen Damen dem Schutze einer befreundeten Familie anzuvertrauen, welche den Ausflug mitmachte;

die Mädchen baten, schmollten, trotzten: es war Alles umsonst. Die Mutter sagte: „Nein, ich langweile mich, wenn ich allein bleibe."

Als Mimi und Emmy darauf in übelster Laune mit einander flüsternd vorausschritten, wandte sich der Direktor an Frau v. Stollheim.

„Sind Sie nicht doch zu streng mit ihren Töchtern, gnädige Frau?" frug er.

„Das schadet nichts," erwiederte sie. „Wenn sie heirathen, dann danken es mir einmal meine Schwiegersöhne, daß die Mädchen an Gehorsam gewöhnt sind, und wenn nicht — nun, dann wird die Eine vielleicht in einem Stift ein Unterkommen finden, die Andere zu ihrem Bruder oder zu anderen Verwandten ziehen. In jedem Falle kommt es ihr zu statten, wenn sie nicht gewöhnt ist, einen eigenen Willen zu haben."

Der Direktor erkannte ja freilich, daß die Mädchen im Grunde mehr aus Egoismus, als aus Erziehungsgrundsätzen tyrannisirt wurden; aber er konnte der Dame doch nicht ganz Unrecht geben und zum ersten Male in seinem Leben dachte er darüber nach, wie traurig eigentlich solch' ein Mädchenleben sei. Sie erzählten oft von ihrem jüngeren Bruder, dem Lieutenant. Er trieb sich mit seinen zwanzig Jahren allein in der Hauptstadt herum und amüsirte sich, wie es schien, recht gut, ohne die Mutter zu fragen; und die älteren, gewiß vernünftigeren Schwestern hingen fest am Gängelbande und verloren die Jugend und blieben immer noch Kinder.

Als er dann Tags darauf, nachdem die übrige Ge-

sellschaft sehr lustig den duftigen Bergen zugefahren war, Mimi und Emmy wieder handarbeitend und gelangweilt neben der Mutter sitzen sah, da rief ihm das Mitleid plötzlich einen ganz neuen Ideengang wach.

„Wenn er eines der Mädchen heirathete!"

Er wußte sehr wohl, daß es nicht Glück war, was er ihr zu bieten haben würde; aber es war doch Unabhängigkeit, Befreiung. Und eine junge Menschenseele aus einem Sklavenjoche zu lösen, war das nicht ein gutes Werk — ein Werk, das er noch vollbringen konnte, ehe sein Herz stillstand?

Er hatte in der Landluft die philosophische Stärke wieder gewonnen, die ihm in der Stadt ganz abhanden gekommen war, und dachte nun oft und ruhig an sein baldiges Ende. Auch seine Mutter war ja, nach ein paar vorausgegangenen Ohnmachten, eines Morgens todt im Bette gefunden worden. Schmerzlos, kampflos hatte das Herz den Dienst versagt. Das würde wohl auch sein Schicksal sein. Wer weiß, wie rasch es ihn erreilen konnte! Sein Vater that ihm leid. Er war dann so einsam, der arme, alte Mann!

Und noch eine Frage beschäftigte ihn häufig. Wenn er auch über keinen Reichthum verfügen konnte, so besaß er doch ein ganz hübsches Vermögen, das er nur ungern in die Händ egleichgiltiger, ja unsympathischer Verwandten übergehen ließ. Ueberhaupt war ihm der Gedanke, daß fremde Menschen in seinem Eigenthum wühlen würden, so peinlich, daß er bereits beschlossen hatte, alles Persönliche, ihm allein Angehörende, jeden Brief und jede

Erinnerung zu zerstören. Aber war's nicht besser, eine vertraute Gefährtin zu nehmen, der er sagen konnte: dies sollst Du den Flammen übergeben, wenn ich einmal nicht mehr bin, und dies bewahren. Zum Lohn würde die Hüterin seiner Verlassenschaft ja Alles zu eigen bekommen, was sein war.

Ohne irgendwie unbescheiden und eingebildet zu sein, glaubte er ganz bestimmt annehmen zu dürfen, daß Frau v. Stollheim seiner Werbung um eine ihrer Töchter gerne Gehör schenken würde. Aber eine andere Schwierigkeit tauchte vor ihm auf. Welche von den Beiden sollte er wählen? Er hätte weder im Wesen noch in der Erscheinung der Einen vor der Anderen den Vorzug geben können.

Er beschloß also zu warten, zu beobachten, ob die Jüngere oder die Aeltere der beiden Schwestern sich besser zu der stillen, ernsten Vernunftehe eigne, die er sich ausmalte. —

Es vergingen ein paar Wochen, und er war noch zu keinem Entschluß gekommen.

Die Bekanntschaft mit den Damen blieb seit den ersten Tagen auf demselben Punkt stehen; das Gespräch bewegte sich über ziemlich oberflächliche Dinge, und man konnte sich über Naturell und Charakter der beiden wohlerzogenen Mädchen nur schwer ein Urtheil bilden. Die Mutter aber war in trefflicher Laune und faßte sogar eines Tages den kühnen Plan, eine Höhe zu besteigen, von der man eine hübsche Aussicht über Ebene und Berge genießen sollte. Freilich wollte sie nicht ihren eigenen Füßen zumuthen, ihre Körperfülle ein paar tausend Fuß hinaufzuschleppen,

sondern ein Eselein mußte die schwere Last in die Alpenregionen befördern. Auch Hubert, der sich der Parthie anschloß, bestieg eines der wackeren Thiere, um sein krankes Herz nicht anzustrengen; die beiden jungen Damen aber zogen vor, den eigenen Kräften zu vertrauen und hatten sich zu der kleinen Bergbesteigung gar zierlich herausgeputzt, mit großen, blumengeschmückten Hüten und kurzgeschürzten, hellen Kleidern, unter welchen die kleinen Füße in allerliebsten Halbschuhen und hellblauen Strümpfen zum Vorschein kamen.

Hubert hatte lange nichts mehr so zum Lachen gereizt, wie der Anblick der ebenfalls zum Bergsteigen gerüsteten Frau v. Stollheim, die sich bemühte, mit amazonenhafter Grazie auf dem Sattel des sehr bedrückten Esels zu sitzen, doch bei jedem heftigeren Stoß des Thieres ihre gravitätische Haltung gänzlich verlor und klägliche Hilferufe ausstieß.

So heiter aber der Anstieg dem Direktor gedünkt hatte, so unbefriedigt fühlte er sich, als man eine Weile oben am Ziele saß und in das Thal herabblickte. Gerade weil es ihn ergriff, die kleine Alltagswelt so tief unter sich liegen zu sehen, ärgerten ihn seine Begleiterinnen, die hier genau dieselben waren, wie unten.

Die Mädchen hatten erst ihre Skizzenbücher herausgezogen und die Aussicht zu zeichnen versucht; es war aber bei einigen ungeschickten Strichen geblieben, und sie häkelten nun wieder mit aller Emsigkeit. Die Mutter plauderte natürlich unermüdlich; aber in der sonnigen, wonnigen Landschaft verstimmte den Direktor das monotone

Geräusch. Er stand endlich auf mit dem Bemerken, er habe Lust, einmal eine Almhütte in der Nähe zu sehen und wolle die kurze Strecke noch zurücklegen bis zu dem grünen Hügel, auf dem ein Rauchwölkchen aus einem Sennhüttendach emporwirbelte.

Die jungen Damen baten, sich ihm anschließen zu dürfen, und die Mutter erhob merkwürdiger Weise keinen Widerspruch. Doch sie waren nur wenige Schritte gegangen, als der vom Verschönerungsverein angelegte gute Weg ein Ende nahm und am Waldessaum ein Pfad hinführte von ganz unverschönerter und ungepflegter Ursprünglichkeit. Emmy und Mimi hatten Mühe, ihre Schuhe nicht in dem weichen Morast zurückzulassen und machten rasch Kehrt, während Hubert nach ein paar unbehilflichen Ritterdiensten und einigen Entschuldigungsworten seinen Weg fortsetzte.

Es ward ganz einsam um ihn; nur Kuhglockengeklingel kam von den Hügeln, und die Waldbäume rauschten. Er nahm den Hut ab und athmete — athmete mit vollen Zügen den Hauch der Einsamkeit, der oft luftdurchwehten, sonnendurchflimmerten, freien Höhe, als müßte er ein neues, frischeres Leben in sich einsaugen.

Und der Zauber wirkte. Es ward ihm so leicht, so befreit zu Muthe, daß ihn die seit einem Jahrzehnt nicht mehr verspürte Lust zu singen anwandelte. Das Gehen war ihm ordentlich ein Genuß, und als sich in der Nähe dann noch ein ziemlich steil ansteigender Hügel vor die Almhütte schob, die er erreichen wollte, scheute er auch nicht vor der Mühe zurück, den schmalen durch das Alpen-

gras führenden Pfad emporzuklimmen. Sein Herz schlug zwar heftig, als müsse er ersticken; die Adern an seinem Halse hämmerten; aber um keinen Preis wäre er umgekehrt. Das Aussichtsbänkchen, das unter einer verwitterten Tanne da oben auf dem Hügel stand, hatte etwas unwiderstehlich Verlockendes.

Ehe er dasselbe noch erreicht, stieß er schon einen Ruf des Entzückens aus, denn eine neue Gebirgsansicht öffnete sich ihm hier, und in geisterhaftem Duft ragten über die Waldberge und Felszacken ein paar schimmernde Schneespitzen empor. Ganz versunken in den neuen Anblick quälte er sich auch die letzten steilen Wegwindungen empor und wäre dicht vor der Tanne fast über ein Hinderniß gestolpert, da er ganz vergaß, auf den Boden zu schauen.

Das Hinderniß war ein großer, heller Strohhut von grobem Geflecht, geschmückt mit einem Epheukranz und einer großen Wetterdistel. Ueberrascht blickte er sich um, wem der Hut gehörte, und stand dann ganz unbeweglich und starrte nicht mehr in die duftige Ferne, sondern auf das Mädchen, das vor ihm lang ausgestreckt unter der Tanne lag. Sie ruhte auf ihren unter dem Kopf verschlungenen Händen, zwischen Erika und Glockenblumen, und schaute unverwandt auf eine große, weiße Wolke, die über den blauen Himmel schwamm. Um ihre Füße, die in festen Nagelschuhen steckten, flatterte ein gelber Schmetterling, und ein paar lustige Sonnenlichter tanzten um ihr bräunliches Gesicht und ihr graues Kleid. Der Ausdruck der ganzen Gestalt, des emporgerichteten Gesichts, um

das im Kranz ein paar dichte Flechten lagen, war der wonnigen Behagens.

Hubert zögerte, seinen Weg fortzusetzen, um das junge Menschenkind, dem es so unsäglich wohl zu sein schien in der einsamen Bergrast, nicht aufzustören. Aber eine Bewegung verrieth ihr plötzlich seine Nähe; sie wendete sich, sprang auf ihre Füße, und Beide schauten einander dann verwirrt und verblüfft eine Weile an.

Es lag wohl einige Komik in der sichtlichen Verwunderung, die Jedes von ihnen über das unerwartete Zusammentreffen an den Tag legte, denn das Mädchen fing plötzlich herzlich zu lachen an. Das brach den Bann der Verlegenheit.

„Es thut mir leid, daß ich Sie aus Ihrer bequemen Stellung aufgeschreckt habe, mein Fräulein," sagte der Direktor. „Sie sahen so beneidenswerth vergnügt aus."

„O, das bin ich auch," rief sie, indem sie sich wieder unter der Tanne niederließ, und ihre hellen Augen, die ganz seltsam zu dem brünetten Gesicht stimmten, lachten, wie die vollen Lippen mit den weißen Zähnen. Hubert war überzeugt, daß er noch nie ein lustigeres, frischeres Gesicht gesehen habe. Er setzte sich auf das Bänkchen und zog sein Fernglas hervor. Unter ihnen, in dem sonnenüberflutheten Grün, lag die Almhütte, die der Rauch in einen bläulichen Duft hüllte, und um die herum Kühe und Gaislein weideten.

Das Mädchen nannte ihm auf sein Befragen die Namen der vor ihnen liegenden Berge und plauderte sehr unbefangen. Es ergötzte sie ungemein, als er erzählte,

daß die Damen, in deren Begleitung er gekommen, vor dem schlechten Weg zur Alm zurückgeschreckt seien.

„So geht's, wenn man sich zu einer Bergbesteigung ausrüstet wie zu einer Tanzunterhaltung. Hier oben ist, Gott sei Dank, kein Parquet. Aber manche Menschen können sich von dem Stadttrödel gar nicht trennen. Sie glauben gar nicht, wie mir diese armen Damen leid thun, die da unten auf der Tegernseeer Hauptstraße herumsteigen, in Seide und Battist, mit langen Handschuhen und feinen Stiefelchen, und jede Wolke, jede Pfütze fürchten müssen. Mir scheint's gerade das Schöne am Landleben, daß man den unnöthigen Ballast fortwerfen kann, der unser Stadtdasein so mühsam, so komplizirt macht, und daß man hier wieder ein freies Naturkind werden kann. Ich mache mir nichts aus schlechtem Wetter und schlechten Wegen und nichts aus braunen Händen!"

Sie sah lachend auf ihre schlanken Finger und das zierliche Gelenk, dem in der That die Sonne ihre Spuren aufgedrückt hatte.

Er mochte ihre helle Stimme so gut leiden; ihr leise anklingender süddeutscher Dialekt schien ihm entzückend. Mit dem Berghauch zog ihm ihr Lachen wonniglich in die Seele. Er wußte nicht, war's seine eigene Stimmung, die einen solchen Zauber über das helläugige Wesen breitete, das da vor ihm in ländlicher Schlichtheit zwischen den bienenumsummten, leise nickenden Bergblumen saß, oder war es ihre Nähe, die ihm alle Sorgen und alle Schwerfälligkeit verscheuchte. Er wußte nur, es ward auch ihm unsäglich wohl!

„Anna, Annele!“ rief bald darauf eine helle Knabenstimme, und den nächsten Hügel herab und der Almhütte zu raste ein junger Mensch mit großen Büschen von Alpenrosen in den Händen.

„Mein Bruder,“ sagte das Mädchen, stand auf und schmetterte ihm einen hellen Juchzer als Gruß entgegen.

Das klang so jugendlich kraftvoll, so frohsinn-begeistert. Hubert war's, als jubelte seine eigene Seele befreit in dem Tone mit, der in langem Echo verzitterte.

Ganz ungewohnt rasch lief er neben der leichtfüßigen Anna den Grasplan hinab bis an die Alm, und sie saßen dann vor der Hütte auf dem aufgeschichteten Holzstoß und aßen Milch aus einer gemeinsamen Schüssel. Die Geschwister hatten sich noch einen einfachen Imbiß mitgebracht, zu dem er eingeladen wurde.

Der urwüchsige Sitz, das Knistern der Herdflamme in dem offenen, niederen Hüttenraum, das Plätschern des Brunnens, das Gespräch der Sennerin, die selbstverständliche Gastfreundschaft, die er genoß, die Vertraulichkeit, mit der er wie ein alter Bekannter neben den lustigen jungen Menschenkindern saß: es war ihm Alles von neuem, originellem Reiz. Er fühlte sich vergnügt, wie seit Jahren nicht mehr, und in der Dankbarkeit über diese seltene Stunde vergaß er treulos die Damen, als deren Begleiter er den Berg bestiegen hatte.

Erst ein paar herabfallende Regentropfen erinnerten ihn an seine Gesellschaft, die wohl ungeduldig seiner harrte. Er nahm raschen Abschied von den Geschwistern, und während er den feuchten Waldpfad zurückeilte, stand

ihm unablässig das Bild des lachenden Mädchens vor der Seele, wie sie auf dem Holzstoß gesessen hatte, mit den Alpenrosen im Schoß, die sie zu Sträußen ordnete. Und immer wieder sog er den herben Duft der paar rothen Knospen ein, die sie ihm auf den Hut gesteckt hatte, und achtete es nicht, daß ihm der Regen das Haar feuchtete; es schien ihm ein symbolischer Zusammenhang zwischen der Blume, die er zum ersten Mal in Händen hielt, und Anna's anmuthig-kräftigem Wesen.

Als er bei dem Aussichtshause angelangt war, stand nur sein Esel noch an der Stelle und nagte melancholisch an den Zweigen der Buche, an die er angebunden war, und dessen Führer rauchte gelangweilt seine Pfeife. Die Damen seien längst fort, sagte er. Sie seien entsetzt über die Wolke gewesen, die so rasch über den Bergrücken gezogen kam.

Hubert blieb nichts übrig, als allein thalabwärts zu reiten. Er hatte aber erst eine kurze Strecke zurückgelegt, als er über sich lachende Stimmen vernahm. Nun faßte ihn plötzlich eine tiefe Beschämung bei dem Gedanken, daß Anna an ihm vorbeikommen und ihn mit spöttischen Augen betrachten würde, wenn sie ihn auf dem Rücken des Esels sah.

Er sprang rasch aus dem Sattel, lohnte den Führer ab und schickte ihn fort. Dann hüllte er sich fester in seinen Plaid und wartete eine Weile.

Voll Uebermuth, mit erhitzten Wangen, kamen die beiden lustigen Kinder denn auch bald darauf im Trab den Zickzackweg heruntergelaufen.

Anna mäßigte erst ihren Schritt, als Hubert sich ihnen anschloß. Es fing jetzt heftiger zu regnen an, und ein nasser, grauer Nebel umhüllte Wald und Ferne und verscheuchte dem Direktor alles Frohgefühl.

Die Verstimmung vermochte aber nicht vollends von ihm Besitz zu ergreifen, weil seine beiden Begleiter sie nicht im Geringsten theilten. Anna schritt so wohlgemuth dahin in ihrem grauen Lodenmantel, der in weichen Falten um ihr schlankes Figürchen floß; und wie das Grün des Epheu's auf ihrem Hut nur frischer leuchtete, so verlor auch das Gesicht darunter nicht an Farbe und Humor.

„Sie scheinen wirklich ein glückliches Menschenkind zu sein!" rief der Direktor unwillkürlich aus.

Sie sah ihn fragend an mit ihren klaren, treuherzigen Augen.

„Ich meine, wer einen solchen unversiegbaren Frohsinn besitzt, wie Sie, den hat die Natur in einer gnädigen Laune geschaffen," fügte er, sie warm betrachtend, hinzu.

„Man könnte auch sagen: in einer leichtsinnigen Laune," erwiederte sie. „Denn außer der Fröhlichkeit hat mir das Schicksal blutwenig bescheert. Aber ich unterschätze diesen Besitz gar nicht; ohne ihn würde mich wohl Niemand ein „glückliches Menschenkind" nennen. Denken Sie nur: ich bin seit zehn Jahren eine Waise, habe mich schon als halbes Kind um meinen Unterhalt abmühen müssen. Musikunterricht geben, von einer Stunde zur andern laufen, es würde das wohl manchem Mädchen gar nicht lustig erscheinen. Aber ich thu's gern und finde mich leicht in's Leben. Nun habe ich's so weit gebracht, daß

ich im Sommer meinen Bruder, den Verwandte in eine Erziehungsanstalt schicken, mit auf's Land nehmen kann; damit ist auch mein höchster Wunsch erfüllt. Wir wohnen in unserem schlichten Bauernhäuschen, vertraut mit den guten Landleuten, recht einfach, aber gewiß tausendmal vergnügter als die blasirten Leute da unten in den prächtigen Villen."

Hubert's Bewunderung für das Mädchen wuchs. Arm war sie — eine Lehrerin! Welch' traurige Vorstellung er sich stets von solch' einem mittellosen, Stunden gebenden weiblichen Wesen gemacht hatte!

Der Regen rieselte noch immer herab, als sie im Thale unten an einem kleinen, schmutzigen Gasthause vorüber kamen. Hier saß, auf einen Wagen harrend, nach dem sie ausgeschickt hatten, Frau v. Stollheim mit ihren Töchtern.

Ein kläglicher Anblick! Von den bunten Seidentüchern der Damen waren blaue und rothe Farbenbächlein auf ihre hellen Röcke geflossen und hatten sie Landkarten ähnlich bemalt; die gemachten Blumen auf ihren Hüten hingen schwermüthig über die zerknickten Tüllschleifen herab, und die Mutter war durch einen Windstoß gänzlich ihrer Kopfbedeckung beraubt worden.

Ihre Stimmung entsprach ihrer äußerlichen Verstörung. Hubert stellte, nach einigen ziemlich ungnädig aufgenommenen Entschuldigungsworten über sein Ausbleiben, das Geschwisterpaar vor, dessen Namen er bei der Gelegenheit zum ersten Male erfuhr.

„Wir heißen Hupfgärtel," sagte Anna halb verlegen,

halb lachend. „Nicht wahr, damit bin ich ja schon zu einer lustigen Person prädestinirt; denn Fräulein Hupfgärtel mit einer tragischen Miene, das stimmte doch recht schlecht!“

Mimi und Emmy aber hatten kein freundliches Lächeln, weder für den Namen, noch für dessen Trägerin. Hubert fiel es auf, daß sie Anna sehr von oben herab behandelten, und er war froh, als er mit den Geschwistern wieder weiter wandern konnte. Sie hatten gerade die am Seeufer hinführende Straße erreicht, als ein starker Windstoß die Nebelwolken verjagte, und die Landschaft sich in leuchtender Farbengluth entschleierte. Wellen, Berge, Himmel, Uferland glitzerten, wogten, flimmerten und funkelten in Sonnenglanz.

Aber ein düsterer Zug kam ihnen entgegen, als sie sich der Kirche näherten; man brachte einen Todten auf den Gottesacker; melancholisch klang das laute Beten der dem Sarge folgenden Frauen, melancholisch roch der Weihrauch. Ueber dem Kirchhof aber rauschten hohe Waldbäume, um welche Schwalben und Dohlen flatterten; Blumen überwucherten die kleinen Hügel; sommerliches Blühen verdeckte das Grauen der Vernichtung.

„Ich möchte viel lieber hier begraben werden, als in dem großen, tristen Stadtkirchhof,“ sagte Anna und schaute auf den Leichenzug mit der Neugier gesunder Jugend, dem das Sterben in weiter Ferne liegt.

Hubert antwortete nicht. Er hatte bisher so ruhig an sein frühes Ende denken können. In diesem Augenblicke aber packte ihn wie ein Krampf das Entsetzen vor

dem Aufhören, wilde, zornmuthige Empörung. All' seine Ruhe war dahin. Ein heißer Hunger nach Leben durchwühlte ihn ganz. Er frug sich mit einem Male: „Wo ist Deine Jugend? Versäumt — verträumt! — Wo sind Deine Erinnerungen an Freude, an Genuß, an Glück? Nichts, nichts — in all' den Jahren nur Arbeit, nur Wissen, nur Denken! Und sollst nun fort, vielleicht bald, von der blühenden Welt! Wer weiß von Dir, trotz Deiner ehrgeizigen Mühen? Wer dankt es Dir, daß Du im Schattenwinkel gesessen? Warum hast Du nicht gelacht, geküßt, geliebt wie die Andern? Warum?"

Verwundert sah Anna zu ihm auf, als er schweigend, düster neben ihr weiter schritt. Das blühende Mädchen an seiner Seite mit dem grünen Kranz auf dem Haupt und den lustigen Löckchen, die ihr der Wind aufgekraust und die wie dunkles Gold um ihre Stirne flatterten, war sie nicht die Verkörperung des holden Lebens, dem er den Rücken gekehrt, das ihm entrann?

Er schaute sie an, lange, tief, mit einem Blick voll Reue, voll Sehnsucht, wie in schmerzlichem Abschiedsweh.

Ohne zu verstehen, was in ihm vorging, hielt sie dem Blicke Stand mit ihren sonnigen Augen, die nicht mit den Wimpern zuckten. Jene geheimnißvolle Sprache, in der die Seelen sich befreunden und sich plötzlich nähern, war zwischen ihm und ihr in diesem stummen, langen Ineinandertauchen der Blicke. Dann mit einem Male erröthete sie tief und schaute von ihm fort auf die abendlichttrunkenen Seewellen.

— — — — — — — — — — — —

Die Damen Stollheim hatten sich an dem Abende nach ihrem verregneten Ausflug in ihre Zimmer zurückgezogen und sich Thee kochen lassen; Hubert ward ihrer erst im Laufe des nächsten Tages wieder ansichtig, als sie sich vollständig erholt hatten und mit keinem Worte mehr ihres betrüblichen Bergabstiegs gedachten. Bei einer Gesprächspause aber bemerkte Mimi mit ungewohnter Schärfe: „Sie hatten ja gestern eine sehr drollige Gesellschaft."

„Eine lustige Gesellschaft jedenfalls," gab Hubert zurück, von ihrem spöttischen Ton und ihrem leisen Naserümpfen geärgert.

„Ich meine nicht blos lustig," fuhr Mimi fort, „ich meine auch so etwas — wie soll ich sagen —"

„Ich weiß allerdings nicht, was Sie mit diesem ‚drollig' noch weiter sagen wollten!" unterbrach der Direktor sie mit einem strengen Blick.

„Ich habe euch ja gleich bemerkt," mischte sich nun die Mutter in das Gespräch, „daß die Herren solches Genre von Mädchen ganz gut leiden können."

„Warum zählt das junge Fräulein, mit dem ich gestern zusammen war, zu einem besonderen Genre, gnädige Frau?" Hubert gab sich Mühe, die Frage in sehr ruhigem Tone zu stellen; sie klang fast feierlich.

„Nun, sie wohnt ja ganz allein hier, nur mit ihrem Bruder," kam Mimi ihrer Mutter zu Hilfe.

„Sie hatte das Unglück, ihre Eltern zu verlieren; ist's ihre Schuld, wenn sie allein steht?"

„Und dann sagte mir auch eine Bekannte hier, Fräu-

lein Hupfgärtel gebe Klavierstunden. Sie ist eine Musiklehrerin."

„Ich halte das für eine höchst anständige Thätigkeit."

„Nun ja — anständig, gewiß! Aber vornehm ist es gerade nicht, so von Haus zu Haus zu laufen. Mir hat unsere Musiklehrerin stets einen sehr jammervollen Eindruck gemacht."

Mimi hatte die Lippen verächtlich gesenkt, und zupfte mit selbstbewußter Miene an ihren langen Handschuhen, während die Kettchen und Münzen an ihren Armreifen klinkerten.

Hubert beherrschte seine Empörung über diesen scharfen Angriff auf die Abwesende nicht länger. „Vornehm ist es ja wohl nur, jährlich einige tausend Thaler Renten zu haben!" sagte er.

Mimi sah ihre Mutter an, die nervös lachte; Emmy aber bemerkte gutmüthig: „Sie haben vollkommen Recht, Herr Direktor. Ein Mädchen, das für sich selbst zu sorgen vermag, verdient alle Hochachtung."

Mimi schien sehr verwundert über diese Aeußerung Emmy's. Hubert aber dachte: „Nun hat sich ja endlich der Charakter der beiden Schwestern geoffenbart. Wie boshaft, wie engherzig, wie dünkelhaft die Aeltere ist! Man kann sich doch recht leicht in einem Mädchen täuschen."

Emmy war dagegen heute besonders liebenswürdig und freundlich zu ihm und sah ihn mit viel wärmeren Augen an als sonst. Trotzdem suchte er sich möglichst bald von den Damen zu verabschieden. Es zog ihn nach

jenem Bauernhäuschen im grünen Obstgarten, vor dem er am vorhergehenden Tage Anna Lebewohl gesagt hatte.

Er war auch nicht lange in der Umgegend desselben auf und ab geschritten, als Bruder und Schwester ihm entgegenkamen und ihn herzlich begrüßten. Er forderte sie zu einer Kahnfahrt auf, und es war ihm ein Genuß, das Kindervergnügen zu beobachten, mit welchem Anna in dem hübschen, leichten Boot die Ruder ergriff und in gleichem Taktschlag mit dem hinter ihr sitzenden Bruder hinaussteuerte auf den See.

Hubert errieth, daß die Beiden sich nicht oft den Spaß vergönnen konnten, einen der eleganten neuen Kähne zu miethen, und ersann eine List, um Anna öfters das Vergnügen des Ruderns zu verschaffen. Der Arzt habe ihm so dringend häufige Seefahrten empfohlen, sagte er, aber er selbst dürfe sich die anstrengende Bewegung nicht zumuthen, und es langweile ihn, mit einem Schiffer spazieren zu fahren. So habe er denn das hübsche Boot fast zwecklos für die Dauer seines Aufenthaltes gemiethet, wenn er nicht freundliche, des Ruderns kundige Bekannte fände.

Anna und Eduard boten ihm hierauf bereitwillig ihre Dienste an; man vereinbarte eine Kahnfahrt für jeden schönen Morgen. Hubert freute sich königlich über die ihm gelungene Heuchelei und das tägliche Zusammensein, das er sich durch dieselbe verschafft.

Sobald er allein war, legte er bei dem Schiffsbauer auf das schlanke Kielboot Beschlag. Wenn man ihm eine Unsumme abgefordert hätte, er würde sie mit Vergnügen bezahlt haben.

Er konnte sich ja kein größeres Fest bereiten, als Anna im Sonnenschein gegenüber zu sitzen und zu sehen, wie ihre schlanke Gestalt sich kraftvoll bewegte, wie ihre Wangen sich höher färbten, und Daseinslust ihr aus den Augen sprühte. Es hatte ihn ein heißes Verlangen ergriffen, dem Mädchen Freude zu machen; eine Begierde, ihren Kinderjubel wachzurufen, die sein ganzes Denken in Anspruch nahm. Er wagte nicht, ihr Geschenke anzubieten, aus Scheu, ihren Stolz zu verletzen; so gern er ihr Alles, was er besaß, in den Schoß geschüttet hätte, nur um sie lachen zu sehen mit dem ganzen Gesicht, so lachen, wie eben nur Anna es konnte.

Wenn er sie, die freie, wilde, hätte frei machen dürfen von dem Druck ihrer Pflichten! Der Wunsch begeisterte ihn in ganz anderem Maße als der Gedanke, die Töchter der Frau v. Stollheim aus ihrer Knechtschaft zu lösen.

Aber den Plan, den er sich Emmy und Mimi gegenüber mit solcher Ruhe ausgesonnen hatte: einem der Mädchen seinen Namen, sein Erbe zu schenken, ehe die letzte Stunde für ihn schlug, er vermochte ihn nicht auszudenken, wenn es sich um Anna handelte. Was ihm ein gutes Werk gedünkt, so lange seine eigene Empfindung nicht mitsprach, war ihm nun ein Frevel, ein Verbrechen.

Wie hätte er, der dem frühen Tod Geweihte, die Hand nach ihr ausstrecken dürfen, da er ihr nichts bieten konnte für ihre Jugendfrische, als leblosen Besitz und einen Wittwenschleier! Wie hätte er's tragen können, sie zu lassen, sich von ihr zu trennen, wenn sie einmal sein gewesen wäre! — Nein! Besser nichts wissen von Glück —

besser den Wunsch ersticken in tiefster Brust! Ein voller Verzicht — ein einsames Ende!

Er fühlte sich ja im Allgemeinen wohler, seitdem er auf dem Lande war. Seine Hände waren nicht mehr eiskalt, wie sonst; der Schwindel hatte ihn so ziemlich verlassen; aber er wußte nur zu wohl, daß ein krankes Herz nicht so leicht gesundet. Die bedenkliche Miene seines Freundes Fallhof war ihm nicht aus dem Gedächtniß geschwunden, so wenig wie der Moment in seinem Studirzimmer, in welchem eine wahre Todesdämmerung über ihn gekommen war. Wenn sich ein solcher Moment wiederholte, verlängerte!

Nein, nein! Er durfte nicht mehr denken an Glück! Aber auch vor der Vernunftehe, die ihm eine Weile möglich erschienen war, graute ihm nun. Mit einer peinlichen Empfindung bemerkte er jetzt die wachsende Liebenswürdigkeit, mit der Emmy ihn plötzlich auszeichnete und an sich zu ziehen suchte. Er erforschte redlich sein Gewissen, ob er durch sein Benehmen gegen das Mädchen die Gedanken, die er gehegt, verrathen habe; aber er mußte sich das Zeugniß geben, daß er sich wirklich nur in der Theorie als Freier erschienen war und in der Praxis durchaus harmlos mit den Damen verkehrt hatte. Er war auch viel zu wenig eitel, um nur einen Augenblick anzunehmen, Emmy habe ihr Herz an ihn verloren, aber er hatte so oft von der Spekulationssucht unverheiratheter Mädchen auf Männer in guter Stellung reden hören, daß er's nur in dieser Weise zu deuten wußte, wenn Emmy ihm stets beim Abschied herzlich die Hand drückte,

ihn hinter dem Rücken der Mutter mit warmen Augen ansah, sich sanft nach seiner Gesundheit erkundigte, kleine Schmeicheleien für ihn in ihre Worte einflocht; wenn sie eines Tages flüsternd zu ihm sagte: „Ich möchte so gerne einmal allein mit Ihnen sprechen können, Herr Direktor. Ich hätte eine Frage an Sie.“

Es war begreiflich, daß Hubert einige Scheu vor dieser Frage empfand und nichts dazu that, um das von der Dame gewünschte Alleinsein herbeizuführen. Er hatte ja genug Stimmungen, genug Kämpfe, genug der Konflikte in seiner eigenen Brust!

— — — — — — — — — — — —

Immer war der Himmel klar und heiter gewesen, täglich hatte Anna ihn in die Seeeinsamkeit hinausgerudert, oft hatten sie zusammen die Sonne hinter den Bergen verglühen sehen. Und nun ging sein Urlaub zu Ende, und er stand vor dem Abschied, vor einem Abschied für's Leben wohl.

Er war so vertraut mit den Geschwistern geworden; Anna hatte ihm so offen über die Freuden und Verdrießlichkeiten ihres Berufs, über ihre Sorgen und Wünsche gesprochen, wie zu einem guten, alten Freunde. Und er rang mit sich, um diese Schranke niemals zu überschreiten, und biß die Zähne auf einander, um nicht zu verrathen, was in ihm vorging, damit sein eigenes bitteres Weh ihr nicht die sonnige Heiterkeit störe und Mitleid mit ihm nicht ihre junge Seele belaste. Bis zuletzt sollten ihn ihre Augen anlachen in sorglosem Uebermuth, ungetrübt wollte er ihr Bild mitnehmen in die Heimath — in die graue Zukunft. Aber es war hart, zu schweigen.

Und einmal fuhren sie ohne den Bruder hinaus auf den See. Eduard hatte einen Kameraden getroffen, den er an die Bahn begleitete.

„Nicht wahr, Fräulein Anna, Sie versprechen mir, daß Sie sich gar nicht anstrengen," bat der Direktor. „Ich schäme mich, daß ich unthätig bin, und Sie sich mühen."

„Und ich thu's doch so gern. Ich wollte, ich könnte so durch die Welt rudern, immerfort!" lachte sie und dann ward sie plötzlich roth, denn er sah sie so wunderlich an. Die Frage freilich, die ihm auf den Lippen geschwebt hatte: „Mit mir? allein mit mir?" — er sprach sie nicht aus.

Eine Weile schaute er schweigend auf die Tropfen, die von den Rudern herabsprühten, und dann sagte er leise, fast schüchtern: „Ich hätte eine große Bitte an Sie, Fräulein Anna. Wenn Sie mir einmal, zum Abschied, etwas singen möchten, hier auf dem See, irgend ein Lied, das Ihnen wohlgefällt."

Er hatte Mühe, ein leises Zittern der Stimme zu beherrschen. Er wagte nicht, sie anzusehen; er bangte vor ihrer Antwort; denn ihr Bruder hatte ihm einmal lachend bemerkt: „Meine Schwester hat manche wunderliche Laune; z. B. singt sie nur, wenn sie allein ist, oder vor Menschen, die sie sehr lieb hat. Und doch hat sie eine so hübsche Stimme."

„Sie wird nicht singen," dachte Hubert. „Wie sollte sie auch?"

Einige Sekunden vergingen und dann stockte der Ruder-

schlag und Hubert fühlte sich von einem unendlich wohligen Gefühl durchrieselt, als in der tiefen, kühlen Einsamkeit die süßen Klänge an sein Ohr schlugen, die Anna nur den liebsten Menschen zu hören vergönnte. Er meinte auch, zu verstehen, warum sie nicht gerne vor Fremden sang; denn in ihrer Stimme bebte nun viel mehr Leidenschaft, viel mehr weiche Empfindung, als sonst ihr Wesen verrieth. Es war ihr tiefstes Herz, das in diesen Tönen zum Ausdruck kam, das sie gewiß nicht preisgab vor gleichgiltigen Ohren.

Hubert aber hatte nie ein Gesang das Gemüth so erschüttert, wie dieses Frühlingslied mit dem Schluß:

„Nun, armes Herze, sei nicht bang,
Nun muß sich Alles, Alles wenden!"

Als Anna zu Ende war, beugte er sich vor zu ihr und ergriff ihre beiden Hände: „Ich danke, danke Ihnen!"

Sie sah, daß seine Augen feucht geworden waren, als er den Kopf wieder emporhob.

„Mein Gesang hat Sie verstimmt! O ich weiß, meine Stimme klingt traurig. Es thut mir so leid!" rief sie erschrocken.

„Bereuen Sie nicht, Anna, daß Sie mir diese Freude machten. Eine große, große Freude. Ich wollte, ich könnte sie Ihnen vergelten," erwiederte er, noch immer bewegt und konnte es nicht hindern, daß sein Blick viel Sehnsucht, viel Wärme ausdrückte.

Sie hatte die Ruder nicht wieder ergriffen; sie ließ die Hände im Schoße ruhen und schaute zu ihm auf mit

unverhohlenem Interesse an seinem Gefühl, mit offener Dankbarkeit für seine scheue Bewunderung.

„Sie sind so gut zu mir," sagte sie.

„Es werden alle Menschen gut zu Ihnen sein, nicht? Wer so heiter in die Welt lacht, wie Sie, dem lacht sie wohl auch entgegen?"

„Nun, ich kann mich nicht gerade beklagen. Ich habe bis jetzt die Stellung, die mir zukommt, zu behaupten und mir die Achtung, die ich beanspruchen darf, zu verschaffen gewußt. Aber meist ist's ja doch ein Kampf mit dem Hochmuth und dem Egoismus der Menschen, wenn man sich nicht unterkriegen lassen will. Und solche Güte, solches Wohlwollen, wie Sie mir zeigten von der ersten Stunde an, die sind mir doch noch recht selten zu Theil geworden."

Sie sagte das ganz lustig, ohne irgend welchen sentimentalen Anflug, mit ihrem lieben, warmen Lächeln, an dem er sich gar nicht satt sehen konnte.

Es war ihm zu verführerisch, in diesem vertraulichen Ton weiter fortzufahren.

„Es ist Ihnen wirklich noch kein Mensch in den Weg getreten, der Ihnen besonders lieb erschienen wäre, von dem Sie gewünscht hätten, daß er Ihnen noch viel mehr Güte, noch viel mehr Wärme an den Tag legen möchte, als ich Ihnen zeigen durfte?"

Das rasche Blut war ihr in die Wangen gestiegen; aber sie erwiederte ohne Verwirrung: „Sie meinen, ob ich mich schon einmal verliebt habe? O ja, als halbes Kind in meinen Musiklehrer und dann später in einen

berühmten Sänger, mit dem ich nie ein Wort wechselte. Im Ernst niemals! Die jungen Herren, mit denen ich ab und zu zusammen kam, haben es mir gar nicht schwer gemacht, mein Herz zu wahren. Sie haben einem armen, alleinstehenden Mädchen gegenüber einen Ton, der mich sehr trotzig und ablehnend stimmt, und dann hatte ich stets ein ganz besonderes Ideal vor Augen."

„Darf ich wissen, wie Ihr Ideal aussehen müßte, Anna?" frug Hubert, obwohl er wußte, daß ihre Worte ihm wehe thun würden.

„O, ganz genau habe ich's mir ja nicht ausgemalt," lachte sie. „In Bezug auf Haarfarbe und Gesichtsschnitt hatte ich nie bestimmte Wünsche. Ich dachte nur, der Mann, der mir gefallen könnte, müßte ein rechter Naturmensch sein; ein Wildling, der gar nicht von des ‚Gedankens Blässe' angekränkelt ist, der in trotziger Freiheit und Kraft Niemanden fürchtet, keinen Sturm und keine Gefahr. Ein Forstmann zum Beispiel im einsamen Hochgebirg!"

Hubert hatte den Kopf sinken lassen in einer recht bitterlichen Enttäuschung. Der Kraftmensch, von dem sie träumte, und er, der nervöse, kranke Gelehrte — welcher Gegensatz!

„Aber mein Ideal ist mir nun verblaßt, zerronnen," fuhr Anna fort. „Ich habe manch' solchen Wildling kennen gelernt, dem sein Wald seine Welt ist, manchen prächtigen Menschen, und mich doch recht fremd gefühlt ihm gegenüber, ohne alle Sympathie. Mir scheint, über den Geschmack unseres eigenen Herzens wissen wir selbst

gar nicht Bescheid. Es wählt schließlich auf seine eigene Rechnung — ganz anders, als wir dachten."

Sie hatte nun die Ruder wieder ergriffen und sprach die letzten Worte hastig, während sie das Schiff, das die Richtung verloren, wendete. Fast mit Ungestüm arbeitete sie dann weiter durch die Wellen, die ein schärferer Wind aufjagte.

Hubert aber schwieg in Nachdenken verloren und rang den Jubel nieder, den ihre letzten Worte ihm wecken wollten. Wozu der Jubel? Wozu die tolle Freude, daß der Naturmensch sie enttäuscht? Er durfte ja nicht weiter eindringen in die Geheimnisse ihres Herzens, durfte nicht fragen, nicht reden. Es war besser für sie, wenn nur der frische Weststurm und die weißgekrönten Wellen ihr ein daseinsfrohes Lied rauschten, als wenn er gesprochen hätte, der ihr nur erzählen konnte von einem armen, kranken Mann, der zu spät nach Jungsein, nach Glück begehrte.

Aber sein Gesicht war so düster geworden, sein plötzliches starres Schweigen hatte etwas so Verletzendes, daß Anna, höchlich befremdet, immer heftiger ihre Ruder handhabte, im Zorn über ihn, über sich selbst und ihre eigene Vertrauensseligkeit.

Als sie dann gelandet waren, entzog sie sich rasch seinen Dankesworten für die mühevolle Fahrt und eilte mit dem Bemerken, sie wolle ihrem Bruder entgegen gehen, von ihm fort, ohne ihn zur Begleitung aufzufordern.

Sie konnte nicht aus ihm klug werden. Warum sah er sie stets mit so sehnsuchtsvollen, bittenden Blicken an, wenn er sie nicht lieb hatte? Und wenn er sie lieb hatte,

warum sagte er ihr es nicht? Sie gestand sich's seit manchem Tag, daß sie dem stillen, blassen Manne, der ein so unbegrenztes Wohlgefallen an ihrem Wesen zeigte, recht gut sein könnte, und bei dem Freimuth, der in ihrem Charakter lag, hatte sie ihm daraus auch kein Hehl gemacht.

Nun aber schämte sie sich über die Maßen der Wendung, die ihr letztes Gespräch genommen hatte; immer rascher lief sie am Seeufer weiter, um ihre innere Ungeduld zu betäuben; immer heißer stieg ihr das Blut in die Stirn bei der Erinnerung an ihre Worte, die ihr nun dreist, unbegreiflich schienen. In diesem Augenblicke konnte sie ihn auch gar nicht mehr leiden; sein räthselhaft verschlossenes Gesicht, seine düsteren blauen Augen, die über den Brillengläsern so stumm über sie hinweggeschaut hatten, ärgerten, kränkten sie so, wenn sie sich die letzte Viertelstunde im Kahn zurückrief, daß sie ein prickelndes Brennen spürte bis in die Fingerspitzen.

Aber ihre bittere Empfindung gegen Hubert sollte noch eine Steigerung erfahren; denn als sie später mit dem Bruder den Rückweg durch den Lärchenwald machte, sah sie hier in der lauschigen Stille den Direktor neben Emmy v. Stollheim auf einer einsamen Bank sitzen. Das Mädchen sprach lebhaft auf ihn ein, und auch er schien so von der Unterhaltung in Anspruch genommen zu sein, daß er der Geschwister erst ansichtig wurde, als sie dicht an ihm vorüber kamen.

Anna grüßte ziemlich trotzig und kühl. Sie gab sich gar keine Mühe, ihre Enttäuschung zu verbergen. Ein

wahrer Männerhaß stieg in ihr auf. Also auch dieser ernste Gelehrte, der stets eine solche Bescheidenheit geheuchelt hatte, war nicht besser als Andere? Es schien ihm auch zu gefallen, vielseitigen Eindruck zu machen — nur zur Unterhaltung, aus Eitelkeit!

O daß auch sie dieser Eitelkeit geschmeichelt hatte! Sie hätte sich selber schlagen mögen.

— — — — — — — — — — — —

Emmy war, den Direktor erwartend, am Seeufer auf und ab geschritten und auf ihn zugeeilt, sobald sie ihn allein gesehen hatte.

„Meine Schwester hat mit der Mutter einen Besuch gemacht, von dem ich mich frei zu machen gewußt habe," sagte sie, ihn herzlich begrüßend. „Nun kann ich endlich die Gelegenheit finden, mit Ihnen allein zu sprechen. Ihnen ehrlich zu beichten, was ich auf dem Herzen habe. Wollen Sie mir eine Viertelstunde schenken, Herr Direktor?"

„Ich stehe zu Ihren Diensten, mein Fräulein," erwiederte er und folgte ihr, ergeben in das Unvermeidliche, auf die kleine Anhöhe, die sie ihn emporführte, bis zu dem Bänkchen im Lärchenwald, wo sie sich niederließ. Nach dem, was er eben in dem Boote an heißen Wünschen hatte unterdrücken müssen, war es ihm gleichgiltig, was immer sie ihm auch sagen konnte. Wahrlich, er befand sich in der Stimmung, gegen fremde Illusionen so unerbittlich vorzugehen, wie gegen seine eigenen.

Emmy hatte von Dem und Jenem geplaudert mit unverkennbarer Aufgeregtheit. Als sie nun still saßen, begann sie, ein Buchenzweiglein zerpflückend, etwas stockend:

„Nicht wahr, Herr Direktor, Sie finden es wohl recht seltsam, daß ich so sehr eine Unterredung mit Ihnen wünschte, bei der weder meine Mutter, noch Mimi Zeugen sind. Aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich in meinen Anschauungen nicht ganz mit den Beiden übereinstimme. Meine Schwester ist eine echte Offizierstochter und hat nur Interesse für's Militär, gerade wie die Mutter. Sie dürfen es mir glauben: Mimi wäre unglücklich, wenn ihr Mann einmal keine Uniform trüge. Ich aber bin ein bischen aus der Art geschlagen, und meine Schwärmerei war immer ein Gelehrter."

Hubert ward's nun doch recht unbehaglich zu Muthe. Was sollte er dem Mädchen, das doch fast nicht mehr mißzuverstehen war, zur Antwort geben? „Die Wahrheit, die volle Wahrheit!" rief sein männlicher Sinn und mit diesem festen Entschluß suchte er sich zu wappnen für die peinliche Auseinandersetzung, die ihm unabwendbar schien.

„Ich sollte es Ihnen vielleicht nicht so offen gestehen, Herr Direktor, wie ich gerade durch den Umgang mit Ihnen in der Ueberzeugung bestärkt wurde, wie richtig mein Gefühl mich von je geleitet hat. Einen so zartfühlenden, so durchgeistigten Mann habe ich niemals unter den Offizieren getroffen, mit denen wir verkehren; ich glaube, gerade der mehr nach innen lebende Gelehrte vermag einer Frau die echte und volle Gewähr des Glückes zu bieten. Ich denke es mir so schön, sich einführen zu lassen in die Welt, die Sie ihr eigen nennen, die uns doch viel mehr zu bieten hat, als Waffengeklirr und Manöverlärm."

Hubert rückte sehr unruhig auf der Bank hin und her. Er fand es so unritterlich, das Mädchen weiter sprechen zu lassen und wußte doch nicht, wie er ihrem Bekenntnisse ein Ende machen sollte. Er wunderte sich nur, daß sie über seine Miene, über sein Stummbleiben nicht die Fassung verlor.

Sie sah ihn nur immer zutraulicher, immer schmeichelnder an und fuhr fort: „Ja, ich wiederhole es, Herr Direktor, Ihnen danke ich es, daß ich über mein Herz nun klar Bescheid weiß. Der Mann, den ich liebe, trägt keine Uniform; er wird auf keinem Balle den Kotillon arrangiren, aber meiner ganzen Familie zum Trotz will ich ihm gut sein und an ihm festhalten. Sie kennen diesen Mann, Herr Direktor, und in Ihren Händen liegt mein Schicksal."

„In meinen Händen?" wiederholte Hubert mit einer ganz wehmüthigen Stimme. Nun mußte er reden, aber es war schwer. Es ging ihm recht wider die Natur, einem jungen Wesen, einem Weibe, ein verletzendes Wort zu sagen, ihre Zuneigung abweisen zu müssen.

„Mein liebes Fräulein," begann er nach einigem Zögern so sanft als möglich und legte seine Rechte auf ihre Hände.

Emmy aber faßte seine Finger und drückte sie fest in den ihren, und näher an ihn heranrückend, bat sie schmeichelnd: „Nicht wahr, Sie thun etwas für ihn, Herr Direktor, mir zu Liebe! Denn ehe er keine Anstellung hat, darf ich der Mutter ja kein Wort von meiner Neigung verrathen."

Hubert war's, als würde er von einer Bergeslast befreit.

„Für wen?“ rief er, unwillkürlich aufspringend und ganz verwirrt. „Wie heißt der Mann?“

„Doktor Möhler — Willibald Möhler. Er ist Privatdozent, Archäologe, wie Sie.“

„Ja, das ist ein ganz ausgezeichneter, ein vorzüglicher Mann! Ich kann Ihnen nur Glück wünschen, mein liebes Fräulein!“

Emmy sah den Direktor verwundert an. So lebhaft hatte sie ihn noch nie gesehen; so rasch hatte er noch nie gesprochen.

„Tausend Dank für dieses Zeugniß, für diese Antwort auf meine Frage. Sie glauben gar nicht, wie ich den Zufall pries, der uns mit Ihnen zusammen geführt hat, als Willibald — als Herr Möhler mir vor Kurzem schrieb, Herr Direktor Scholz habe in erster Linie über seine Anstellung zu entscheiden. Denn von Ihnen hoffe ich nur Gutes. Nicht wahr, Sie werden auch gut sein für ihn, für uns, für mich!“

„Sie legen zu viel Gewicht auf meinen Einfluß; aber ich verspreche gern, daß ich denselben zu Gunsten des mir sehr sympathischen Doktor Möhler verwenden will,“ erwiederte der Direktor, wieder vollständig ruhig und nüchtern. Im Stillen aber dachte er: „Was für ein eingebildeter Geck Du bist mit Deinen sechsunddreißig Jahren. Es fehlt ja nicht viel, so streichelt sie Dir den Bart wie einem guten, alten Onkel. Nun siehst Du, wie ungefährlich Du bist!“

Und in diesem Augenblicke, während Emmy, noch immer ihren Geliebten lobpreisend, auf ihn einsprach und ihm wiederholt die Hand drückte, kam Anna mit dem Bruder vorüber und warf ihm einen sehr finsteren Blick zu.

Hatte sie vielleicht auch auf einen jungen Mann, der ihr theuer war, die Rede bringen wollen und zürnte ihm nun, daß er sie nicht gleich verstanden hatte?

— — — — — — — — — — — —

Im bittersten Mißmuth packte er am anderen Tage seinen Koffer. Es regnete, und obwohl er sich wiederholt der Nässe aussetzte, vermochte er Anna nicht zu begegnen. Die Geschwister hatten ihm versprochen, ihn am nächsten Morgen in seinem Boote bis an die am Seeende gelegene Bahnstation zu rudern, und er zweifelte nun, ob sie Wort halten würden. Sie fanden sich aber pünktlich zur bestimmten Stunde am Ufer ein. Der Himmel war noch immer grau; aber die Luft wieder warm und trocken geworden. Anna hatte sich's überlegt, daß sie den Eindruck ihres so tief bereuten Entgegenkommens am besten verwischen könne, wenn sie bei dem Abschiede von dem Direktor eine recht ungetrübte Heiterkeit an den Tag legte; sie neckte sich daher mit ihrem Bruder und plauderte mit einem Muthwillen, der gar nichts Gemachtes und Erzwungenes hatte, denn der Humor lag ihr so im Blute, daß er auch nach einer Enttäuschung in ihr rasch wieder die Oberhand gewann.

Sie hätte dem Direktor gerne ein boshaftes Wörtlein zugeworfen über das Zusammensein im Lärchenwald, bei dem sie ihn angetroffen. Die Damen hatten ihm auch

das Geleite bis an den Kahn gegeben, und es war Anna nicht entgangen, wie hochmüthig dieselben, mit den Lorgnetten vor den Augen, über sie hinwegblickten und mit welch' besonderer Herzlichkeit Emmy sich verabschiedete. Sie fürchtete nur, ihr Ton möchte schrill und bitter klingen, wenn sie eine Anspielung wagte, und hätte sich lieber die Zunge abgebissen, als dem Direktor ihre Eifersucht verrathen.

Er fing jedoch selbst an, von Emmy zu sprechen und bemerkte, hier sei er zum ersten Male zum Vertrauten und zum Beschützer einer stillen Neigung auserwählt und von einem hübschen Mädchen mit Liebenswürdigkeiten überschüttet worden, die aber keineswegs seiner Persönlichkeit, sondern dem Museumsdirektor gegolten hätten. Man fühle sich sehr alt, wenn Einem auf diese Weise der Hof gemacht werde.

Anna sah ihn an mit ihrem festen, klaren Blick und dachte dann: „Nein, er lügt, er heuchelt nicht. Es ist doch ein guter Mensch. Warum er nur so entsetzlich traurig sein mag?"

Ein namenloses Weh hatte sich in der That seiner Seele bemächtigt. Und als sie landeten, die lieb gewordene Landschaft noch einmal vor ihm lag, da packte ihn der Schmerz des Scheidens mit einem wahren Krampf. Auch über's Jahr plätscherten hier die Wellen, der Seewind rauschte in den Uferbäumen; auch über's Jahr sprang Anna wohl wie jetzt leicht und lustig auf den Steg — und er, wo war er? Krank — todt, begraben — vergessen!

Seine Kraft des Schweigens war dahin. Während Eduard nach dem Gepäck sah, ging er mit Anna auf dem einsamen Bahnsteig auf und ab und mit einem Ernst, der auch das Mädchen in tiefster Seele ergriff, sagte er: „Sie wissen nicht, Anna, was dieser Abschied für mich bedeutet. Sie können sich ja gar nicht vorstellen, wie still und einförmig mein Leben ist, wie arm an Sonnenschein und Fröhlichkeit. Durch meine eigene Schuld wohl. Ich habe mich so eingewühlt und vergraben in die Vergangenheit, daß mir die Gegenwart darüber unter den Händen zerrann. Vielleicht würde ich auch Sie nicht so rasch verstanden, Ihr Wesen mich nicht so warm berührt haben, wenn es mich mit seiner sonnigen Heiterkeit nicht erinnert hätte an hellenische Freudigkeit, an die Lebenslust einer schöneren Zeit. Sie haben mich aufgerüttelt aus meiner Versunkenheit, Anna, geweckt zu der späten Erkenntniß, wie schön und lieb die Gegenwart sein könnte. Aber ich bin ein siecher, kranker Mann, der kein Recht hat an die Zukunft, an Ihre Jugend. Doch lieb habe ich Sie, Anna, glauben Sie es mir — sehr lieb. Unablässig werde ich mir die Stunden zurückrufen auf der Berghöhe, im Kahn. Es ist meine einzige Erinnerung an Glück! Ich danke Ihnen dafür.“

Sie standen nun draußen und konnten über den See schauen, auf den die Sonne, die aus dem Nebel blinzelte, weiche Lichtreflexe verstreute.

Er hatte ihre Hand genommen und sah, daß sie tief bewegt war, daß es ihr leise um die Lippen zuckte.

„Werden Sie ein wenig an mich denken, Anna?“ frug

er sanft. „Mir ein gutes Gedächtniß bewahren, wenn wir uns auch nicht wiedersehen, wenn Sie auch nichts mehr von mir hören sollten, oder nur eine traurige Botschaft Ihnen den Namen des fernen armen Freundes zurückruft?"

„Ich werde Sie nicht vergessen, nein. Nie, niemals!" erwiederte sie mit warmem Herzenston. „Ich bin Ihnen gut gewesen, gut, wie nie einem Anderen. Und Sie sollen auch eine Erinnerung an mich haben, deren sich noch Keiner rühmen kann."

Sie neigte ihr Gesicht dem seinen zu; offen und ohne Verwirrung schaute sie ihm in die Augen, während sie ihre Lippen den seinen näherte. Und sie küßte ihn in warmer Empfindung auf den Mund.

Er hielt ihre Hand fest, als sie nun zurückschritten; er sprach fast nichts mehr, als könne ihm jedes Wort den Zauber dieser Minute stören, die er festhalten wollte in ihrer vollen Wonne, im Gedächtniß mit forttragen als seinen unentweihten Schatz. —

Hastig drückte er dann, als er eingestiegen war, den Geschwistern die Hände und nahm am Fenster seinen Platz ein, um bis zum letzten Augenblicke Anna's liebe, leichte Gestalt im Auge zu behalten. Der Bahnzug hatte sich schon in Bewegung gesetzt; er starrte noch immer traumverloren auf den epheubekränzten Hut, er sah ein Tüchlein flattern — dann schob sich ein grüner Hügel zwischen ihn und sein Glück.

Aber er fühlte kaum die Pein des Scheidens in seiner seligen Dankbarkeit über ihr liebes Lebewohl.

„Ich bin Ihnen gut gewesen, gut, wie nie einem Anderen. Gut wie keinem Anderen."

Die Worte begleiteten ihn wie eine unvergeßliche Melodie; er hörte sie klingen durch das Fauchen der Maschine, durch das Rasseln des Wagens. Sie verscheuchten ihm die Gespenster des Grams, die sonst auf ihm lasteten, als hätte ihm Anna mit dem ersten Kuß ihrer frischen Lippen die Freudigkeit ihres Wesens in die Seele geküßt.

Der Talisman hielt vor während der ganzen Fahrt, bis er sein Heim erreicht hatte und sich nun wieder in das alte Geleise finden sollte.

In seinem Museum erwartete ihn allerdings eine solche Arbeitslast, daß ihm hier keine Zeit blieb zu unzufriedenen Gedanken; aber sobald er in die eigene Wohnung trat, stürmte aus allen Ecken der Mißmuth auf ihn ein. Er meinte nicht genug athmen zu können in diesen Zimmern, die stets so wohlverschlossen blieben, und die Haushälterin war ganz entsetzt über die unerhörte Gewohnheit, die ihr Herr von der Reise mitgebracht, die Fensterflügel fortwährend offen stehen zu lassen. Wenn Hubert dann auf den wunderbar blauen Septemberhimmel schaute, so dachte er an sonniges Wellengeglitzer. Draußen war noch volle Sommerherrlichkeit, und hier Herbst, Winter, jahraus, jahrein.

Die Abende mit dem Vater erschienen ihm auch erdrückend langweilig. Er hatte auf dem Lande so selten eine Zeitung zur Hand genommen, daß er der Politik förmlich fremd geworden war, und die Blätter ihm gar

keine Zerstreuung mehr boten. Er suchte den Vater dann zu einem Gespräch zu gewinnen und frug ihn nun oft nach der Mutter; ob er glücklich gewesen sei in seiner Ehe, wie er seine Frau kennen gelernt habe. Der Oberzollrath, anfänglich sehr verwundert über dieses neue Interesse seines Sohnes, kramte dann nach Art alter Leute mit großer Breite seine Erinnerungen aus. Er erzählte von Tanzunterhaltungen und Maifesten, bei welchen einst seine Liebe entstanden war, und er seiner künftigen Frau die ersten Huldigungen dargebracht hatte, und Hubert dachte, zerstreut aufhorchend, fast in Zorn: „Auch der Vater ist einmal jung und vergnügt gewesen; nur Du hast Dir keine Zeit dazu vergönnt, Du Thor!"

Mit jedem Tag wuchs seine Reue, daß er nicht den Muth gehabt, Anna die Entscheidung zu überlassen, ob sie trotz Allem die Seine werden wolle. Warum war er so sehr vor dem Glück zurückgeschreckt, das nicht dauern konnte, da es doch so namenlos groß gewesen wäre? Warum war er über den Gedanken nicht hinweggekommen, sie als junge Wittwe zurücklassen zu müssen, nach der noch ein Anderer die Hand ausstrecken könnte, da er sie nun als freies Mädchen in der Ferne wußte, das keine Veranlassung hatte, ihm Treue zu halten?

Eine kurze Seligkeit! Und er hätte doch gelebt. Er fürchtete sich vor der Gewohnheit, die ihn mit seiner freudlosen Einsamkeit wieder aussöhnen würde. Er wollte nicht gänzlich einrosten. Und doch fühlte er, wie die beständige Unruhe seines Gemüths seinem körperlichen Befinden schadete. Er schlief nur wenig. Träume quälten

ihn; jede kleinste Veranlassung erregte ihm den Herzschlag; der Vater verfolgte ihn wieder mit seinen ängstlichen, besorgten Blicken.

An einem Sonntag Nachmittage war ihm das Zusammensein mit dem alten Herrn, der ihm beständig Krankheitsfälle unter seinen Kollegen erzählte, in der Meinung wahrscheinlich, dadurch den Sohn über seinen eigenen Zustand zu trösten, so unerträglich geworden, daß er plötzlich seinen Hut nahm und fortlief, hinaus an den Fluß. Seit Jahren war er nicht mehr in jener Gegend spazieren gegangen, und erschien sich nun wie in einer fremden Stadt. Aus allen Gärten erklang Blechmusik; lachende Menschen bestiegen den eben landenden Dampfer zu einer Vergnügungsfahrt; Alles ging paarweise, die Ehemänner mit ihren Frauen, die Soldaten mit ihrem Schatz.

Wie er so in das fröhliche Treiben schaute und den Wassergeruch einsog, der ihn ganz an den lieben See zurückversetzte, da wußte er's genau, daß er der Sehnsucht nicht Herr werden könne nach Anna's Augen, nach Anna's Lippen, der verzehrenden, ihn ganz gefangen nehmenden Sehnsucht. Und er faßte einen Entschluß: Klarheit wollte er haben.

Am nächsten Morgen ging er zum Doktor Fallhof während dessen Sprechstunde. Das Zimmer war voll von Menschen, die nach dem Rath des Arztes begehrten, aber Hubert wehrte dem Diener, der ihn kannte und ihn sofort melden wollte, und wartete geduldig, bis der letzte Kranke Einlaß gefunden hatte.

Fallhof sah mit größter Ueberraschung seinen Freund eintreten.

„Du kommst mir zuvor!“ rief er. „Heute wollte ich Dich besuchen, da ich von Deiner Rückkehr gehört hatte. Nun, wie hat die Kur angeschlagen?“

„Ich kam zu Dir,“ erwiederte der Direktor, die letzte Frage umgehend, feierlich, mit mühsam beherrschter Erregung, „weil ich dachte, daß Du hier, in Deinen eigenen vier Wänden, in Deinem Studirzimmer eher geneigt sein würdest, mir auf eine Frage rückhaltlos und rücksichtslos die Wahrheit zu sagen. Als Dein Patient und zugleich als Dein Freund kam ich, der Offenheit von Dir fordern darf.“

Der Arzt bemerkte wohl jenen Blick, den Hubert ihm in die Augen bohrte, jenen Blick, den er auf so manchem Gesicht gesehen, der so peinlich zu fragen scheint: Leben oder Tod?

Er suchte dem Gespräch eine leichtere Wendung zu geben.

„Ich lüge nur, wenn's unbedingt sein muß, lieber Scholz, und bin ja genugsam verschrien wegen meiner derben Ehrlichkeit. Also nur dreist heraus mit der Frage.“

Hubert hatte sich bereits gesetzt, nun stand er wieder auf, schöpfte tief Athem und sagte dann ganz ruhig: „Wie lange habe ich noch zu leben?“

„Höre 'mal, Du verlangst ein bischen viel. Wir Aerzte sind keine Propheten.“

„Ich will auch keine Wahrsagerei, und Du verstehst mich sehr wohl, Fallhof. Von einer absoluten Sicherheit

des Lebens kann ja bei keinem Menschen die Rede sein. Aber man denkt doch recht wenig an den Dachziegel, der Einem auf den Kopf fallen, an den Eisenbahnzusammenstoß, bei dem man zu Grunde gehen kann, weil diese Unglücksfälle doch nicht gar so häufig eintreten. Ich spreche von meiner ganz persönlichen Anwartschaft an das Dasein, und vielleicht sollte ich fragen: Habe ich bei meinem Herzleiden noch ein paar Jahre vor mir, in welchen ich nicht unbedingt sterben muß?"

Der Arzt machte wieder sein räthselhaftes Gesicht und murmelte sein: „Hm, hm!"

Hubert sah ihm, sein Todesurtheil erwartend, mit heißen Augen auf die Lippen und rief dann ungeduldig, heftig: „Du mußt mir jetzt reinen Wein einschenken! Ich habe ein Recht, zu wissen, wie ich daran bin, und hoffe, daß ich mich nicht umsonst an meinen alten Kameraden gewendet habe. — Du wirst wohl, bevor Du Deine Antwort gibst, eine neue Untersuchung vornehmen müssen," fügte er hinzu, da Fallhof's Augen auf dem Schreibtisch herumzusuchen schienen, und er schickte sich an, den Rock abzulegen.

Aber der Arzt trat nun auf ihn zu, zog ihm den Aermel wieder in die Höhe, packte ihn an einem Westenknopf und zog ihn an's Fenster. Hier legte er ihm die beiden Hände auf die Schultern.

„Reinen Wein soll ich Dir einschenken," sagte er, dem Freund fest in die Augen blickend. „Schau, als Du mich vor sechs Wochen zu Dir riefst, waren Deine Nerven im denkbar schlechtesten Zustande. Ich sah Dich auf dem

besten Wege, auch ein Opfer der übermäßigen geistigen Anstrengung zu werden, die unsere Zeit von den Männern fordert. Hätte ich Dir aber gesagt: ‚Deine Nerven brauchen nothwendig eine Erholung‘ — Du würdest mir in's Gesicht gelacht haben. Nerven! Daran stirbt man nicht! Erinnere Dich nun, bitte, an unsere damalige Unterredung. Ich habe das Wort Herzleiden nicht ausgesprochen, aber ich sah, daß Du in der Richtung ängstlich seiest, daß Deine Furcht mir zur Bundesgenossin werden könne. Darum ließ ich Dich in Deinem Glauben. Nun kann ich Dir's ja gestehen: Dein Herz ist vollständig gesund. Aber wenn Du wieder in Deine gesundheitswidrige Lebensweise verfällst, ohne Luft, ohne Bewegung, ohne Zerstreuung, so —"

Fallhof brach ab in einem jähen Schrecken. Er glaubte wirklich einen Augenblick, sein Freund habe den Verstand verloren, denn mit einer Kraft, die er dem zartgebauten Manne kaum zugetraut hätte, packte dieser ihn, rüttelte ihn und rief: „Nerven — Nerven? Nein, daran stirbt man nicht! Also kein Herzfehler! Umsonst all' die Qual, der Zwiespalt! O, Du grausamer Mensch! — Aber wahr ist es ja, ich wäre nicht fortgegangen ohne den Schrecken, den Du mir eingejagt hast — Alles wäre dann anders gekommen. D'rum soll Dir's verziehen sein — ja dankbar bin ich Dir. Das Leben wird Einem lieb, wenn man fürchtet, es zu verlieren. O nun, nun kann's ja ein holdes Leben werden!"

Er sprach in hastigen, kurzen Sätzen mit ganz verklärtem Gesicht. Dann plötzlich fügte er ernster hinzu:

„Du glaubst also, daß ich es verantworten kann, eine Frau zu nehmen?"

Nun ward dem Arzt der Jubel klar, er athmete auf. Hubert erschien ihm wieder bei gesunden Sinnen.

„Natürlich, natürlich. Du könntest gar nichts Gescheidteres thun. Nur keinen Blaustrumpf und keine Salondame, die Dich in allen Gesellschaften herumschleppt," lachte er.

„Du sollst mit meiner Wahl zufrieden sein!" rief Hubert, schon an der Thüre.

Und er stürmte fort, in sein Studirzimmer, an den Schreibtisch, auf dem er zum ersten Male einen Liebesbrief schrieb, dann zur Post. Und darauf harrte er der Antwort in einem förmlichen Fieber der Erwartung.

Es schien ihm liebe Botschaft geworden zu sein, denn am Sonnabend darauf stieg er in den Nachtzug, der nach Süddeutschland fuhr, um am Sonntag Arm in Arm mit der Braut durch die Straßen der fremden Stadt zu schreiten und sich von Anna's Lippen die „tausend Küsse" zu holen, die er ihr brieflich vorausgeschickt hatte.

Zu Weihnachten aber brauste ein Frühlingswind durch die Wohnung von Vater und Sohn, durch den allerdings die mürrische Haushälterin hinausgewirbelt wurde, der aber Licht, Frische, Behagen in allen Räumen schuf, und mit dem sich auch Herr Scholz, der Vater, sehr bald ausgesöhnt fühlte.

Sein Sohn aber war jung geworden!

Der Hof Kaiser Paul's.

Nach den Aufzeichnungen eines Diplomaten.

Von

Hans Marschall.

(Nachdruck verboten.)

Das russische Herrscherhaus gehört seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts zu den mächtigsten Europa's, aber in keinem derselben hat es so viel Unglück und Tragik gegeben, wie in diesem. Einer der unglücklichsten seiner Söhne war der Kaiser Paul, der von 1796 bis 1801 regierte. Sein Vater, Peter III., wurde ermordet; seine Mutter, die große Katharina, haßte ihren Sohn so sehr, daß sie ihn, ihren einzigen Erben, gar nicht zum Throne gelangen lassen wollte, sondern statt seiner in einer schriftlichen Willenserklärung seinen ältesten Sohn Alexander zum Nachfolger bestimmte — ein Dokument, das freilich als widerrechtlich ohne Wirkung blieb. Und als er endlich Zar geworden war, wonach er so brennendes Verlangen trug, schien er von der ersten Stunde seiner Herrschaft an bösen Dämonen verfallen; ein Mensch, der nur Schrecken von seiner Herrlichkeit hatte, ungeliebt vom Volke, verhaßt und bald auch verachtet in seiner nächsten Umgebung.

Dies ist um so merkwürdiger, als man früher eine sehr gute Meinung über ihn gehegt hatte. Der preußische Gesandte, Graf Solms, schildert ihn als jungen Mann in überschwänglicher Lobpreisung folgendermaßen: „Der Großfürst ist nicht von großer Statur, aber von schönen Zügen, vollkommen wohl gebaut, angenehm in der Unterhaltung und in seinen Manieren, sanft, ungemein fein gebildet, zuvorkommend und von heiterer Laune. In diesem schönen Körper wohnt die schönste, die redlichste, die menschlichste, die großmüthigste und zugleich die reinste und unschuldigste Seele, die das Böse nur von der schlechten Seite kennt, nur so weit, als zu dem Entschlusse nöthig ist, es selbst zu vermeiden und an Anderen zu tadeln."

Leider änderte sich dieses Urtheil bald. Die Zurücksetzung, die er von seiner Mutter erfuhr, hat sicherlich das Meiste zu dieser unheilvollen Umwandlung beigetragen. Beständig von den Spionen Katharina's überwacht, traute er Niemandem mehr. Glücklich allein noch im Kreise seiner Familie, griff auch da hinein seiner Mutter Anmaßung, indem sie die Erziehung seiner Kinder nach ihrem alleinigen Willen veranlaßte. Die einzige Freiheit, welche Katharina ihm ließ, war die für seine fanatische Soldatenliebhaberei.

Als Großfürst hielt sich Paul vorzugsweise in dem einsamen Landschlosse Gatschina auf, das ihm überwiesen worden war, und da richtete er sich seinen Hof nach seinem Geschmacke ein. Alles trug da streng militärischen Charakter, und der Prinz gefiel sich darin, Friedrich den Großen nachzuahmen und den Soldatenkönig zu spielen. Er

hatte sich nach und nach eine ganze Armee in Gatschina angeschafft, die aus zwölf Bataillonen Infanterie, aus einigen Zügen Husaren, Dragonern, Kürassieren und etwas Artillerie bestand. Alle diese Truppen waren nach preußischer Art mit einigen phantastischen Veränderungen uniformirt und im peinlichsten Gamaschendienst gedrillt. Alle Tage war Parade und Manöver, und alle Tage kommandirte diese Uebungen der Großfürst selber. Als Theil der russischen Reichsarmee wurde diese großfürstliche übrigens gar nicht angesehen, und sie unterschied sich von derselben auch wie durch die Kleidung, so durch ihre militärische Eigenart. Am Hofe Katharina's lachte und spottete man über diese „Armee von Gatschina"; es fiel auch so leicht keinem jungen Edelmann ein, in ihren Dienst zu treten. Aber Paul hoffte, sich für all' diesen Spott einmal rächen zu können und sich mit seinen Privatsoldaten eine glänzende Genugthuung zu verschaffen.

Als er durch die Nachricht vom Tode seiner Mutter überrascht wurde, am 17. November 1796, sah er sich mit triumphirendem Stolz vor der Erfüllung solcher Hoffnung. An der Spitze seiner Gatschina-Grenadiere mit den spitzen Blechmützen, den steifgewichsten Schnurrbärten, den gedrehten Locken an den Schläfen, ganz preußisch, rückte er nach Petersburg. Als neuer Zar nahm er da seine Wohnung im Winterpalast, wo noch die Leiche seiner Mutter sich befand. Er ließ sie einbalsamiren und aufbahren in offenem Sarge; Tag und Nacht mußten alle Herren und Damen des Hofes die Wache dabei halten; er selbst kam mit seiner Gemahlin und allen seinen Kindern zweimal

des Tages zu der Todten und küßte jedesmal ihre Hand. Um schon bei dieser Gelegenheit seine Rache an dem Hofe Katharina's und in gewissem Sinn noch an dieser selbst auszuüben, befahl er, daß seines Vaters Leiche herbeigeschafft und im geschlossenen Sarge neben der seiner Gemahlin aufgestellt werde, um die ihm einst vorenthaltenen Todtenehren nachträglich zu erhalten und dann mit Derjenigen, die seinem blutigen Ende nicht fremd gewesen, zusammen im Newskikloster der ewigen Ruhe übergeben zu werden. Die Feinde Peter's III., die noch lebten und hohe Ehren am Hofe Katharina's davongetragen hatten, wie der Marschall Fürst Boriatynski und der Graf Orlow, mußten an ihres Opfers Katafalk täglich Wache halten — sechs Wochen lang. Nicht eher ließ der Zar Paul diese Todtenfeier einstellen.

Es war zum Verzweifeln für die Hofgesellschaft. Schließlich machten die feinen Herren und Damen gute Miene zu dem bösen Spiel, betrachteten die Todtenhalle mit den zwei Särgen, aus deren einem ihnen das fahle Gesicht der verstorbenen Zarin noch immer entgegenstarrte, wie ein Stelldichein, wo sich neue Bekanntschaften anknüpfen ließen, und sie mit den brennenden Kerzen in der Hand in spaßhaftem Klatsch und allerlei Liebenswürdigkeiten sich die Zeit vertrieben. Den Schluß dieser Heimsuchung bildete die Ueberführung der beiden Leichen in bitterster Neujahrskälte nach dem Newskikloster. Die gesammte Garnison von Petersburg und den nächsten Ortschaften wurde dafür zum Gefolge aufgeboten; Jeder, der zum Hof und zum hohen Beamtenthum gehörte, mußte

im Trauerzuge zu Fuß den langen Weg durch die Stadt bis zum Kloster zurücklegen, in streng vorgeschriebener Trauerkleidung und barhäuptig. Die Feierlichkeit nahm den ganzen Tag in Anspruch.

Vom ersten Tage seiner Regierung an regnete es Ukase und Befehle Paul's, um dem russischen Hofe, der Regierung, den Sitten und selbst dem Aussehen der Menschen in Petersburg einen völlig veränderten Charakter zu geben. Man trug damals nach französischer Sitte noch Perrücke und Puder im Haar; jetzt mußte man die pomadisirte Frisur tragen, die Männer ganz im steifen Zopfstyl preußischer Grenadiere. Die hohen weißen Kragen, zwischen denen das männliche Kinn bisher geruht, wurden laut Tagesbefehl durch niedrige, nur den Hals umstreifende ersetzt. Alle Garden in Petersburg wurden nach dem Muster der Soldaten von Gatschina uniformirt, die Salonlieutenants, deren es unter Katharina II. eine Menge gab, wurden abgeschafft; sie, wie überhaupt der junge Adel, der am Hofe müßig ging, mußte zu dem harten Heeresdienst neuer Ordnung sich bequemen, oder sich den Augen des Zaren entziehen. Alle unter Katharina herkömmliche französische Eleganz und Anmuth des Hoflebens verschwand, und dafür kam die rauhe und rohe Disziplin der Kaserne zur unbedingten Geltung, die erniedrigende Etikette sklavischer Unterthänigkeit gegen den in seinen Launen unberechenbaren Gebieter. Wer am Hofe Katharina's in Gnaden und Ehren geglänzt, wurde in Dunkelheit gestoßen; mit wenigen Ausnahmen verloren auch alle Großwürdenträger und hohen Staatsbeamten Rang und Posten,

und die Heerstraße nach Sibirien wurde bevölkert von den Kibitken mit Kosakeneskorte, welche die in Ungnade Gefallenen in die Trostlosigkeit der Verbannung brachten.

Kein asiatischer Despot konnte launenhafter die Geschicke seiner Unterthanen bestimmen, als der neue Selbstherrscher aller Reußen. Ueberschwänglich in Gnaden und Freigebigkeit, war er auch maßlos in den Beweisen seines Zornes und Hasses. Er erhob ohne Grund seine Günstlinge zu hohen Aemtern und Vermögen, und stieß sie ebenso plötzlich wieder in den Abgrund; er strafte ohne Anlaß und verfolgte einen Schuldigen ohne Erbarmen noch über die Grenzen der Gerechtigkeit. Feige von Natur, fürchtete er sich in seinem eigenen Palast vor seinen Sklaven, und suchte daher nur solche Personen für seine Umgebung aus, denen er durchaus trauen zu können glaubte. Selten aber traute er ihnen lange; der Argwohn, mit Verschwörern zu thun zu haben, vor ihnen nicht sicher zu sein, verfolgte ihn mehr und mehr und erhöhte die Unheimlichkeit seiner Nähe wie seines ganzen Waltens. Er war huldreich aus Furcht und tyrannisch aus Mißtrauen. Man zitterte vor ihm, und das hatte wenigstens die gute Folge, daß die Beamten, besonders die Gouverneure und Generäle in den Provinzen, ihre Pflicht und Schuldigkeit mehr als sonst zu thun suchten. Das Volk spürte eine bessere Leitung.

Alle Tage hielt er auf dem Platz vor dem Winterpalais Parade ab; es war ihm gleich, welches Wetter herrschte. Ihn rührte es nicht, in der ärgsten Kälte oder im heißesten Sonnenbrand Stunden lang seine Soldaten

exerziren zu lassen, und wehe, wenn dabei Fehler oder Versehen vorkamen. Die Zuschauermenge stand ebenso unter seinem Schreckensregiment. Er hatte verboten, runde Hüte zu tragen. Erblickten seine Adjutanten einen Menschen, der sich einer so verfehmten Kopfbedeckung bediente, so ritten sie auf ihn los und machten die Polizisten auf ihn aufmerksam, die ihn dann zur nächsten Wache schleppten, wo er ohne Gnade die Knute erhielt. Begegnete ein Wagen dem Kaiser auf seiner Ausfahrt, so waren dessen Insassen, Mann, Frau oder Kind, genöthigt, schleunigst auszusteigen und ihm eine tiefe Verbeugung zu machen, gleichviel, ob es regnete oder schneite. Kutscher und Bedienten des haltenden Gefährtes mußten dabei ihr Haupt entblößen; jeder Fußgänger mußte, in demüthigster Haltung stehen bleibend, ihn vorüber fahren oder reiten lassen. Selbst längs seines Palastes vorbeigehende Personen mußten solche knechtische Ehrfurchtsbezeigung erweisen, nach welcher der Zar um so mehr lechzte, als ihm als Großfürsten darin zu wenig geboten worden war.

Natürlich suchten besonders die in Karossen fahrenden Vornehmen so wenig wie möglich in diese Zwangslage gegenüber ihrem Landesherrn zu gerathen, und hatten ihren Kutschern Befehl ertheilt, lieber in eine Seitenstraße einzubiegen, wenn sie von ferne den Kaiser ankommen sähen. Uebel konnten sie aber auch dabei fahren, zumal wenn ihr Kutscher die Flucht im schnellen Trab unternahm. Dies war ebenfalls verboten. Der furchtbare Polizeidirektor Archarow patrouillirte Stunden lang bei Tage durch die Straßen von Petersburg, um zu sehen,

ob alle kaiserlichen Gebote gebührend befolgt würden. Stieß er auf ein hinjagendes Gespann, so ließ er es aufhalten, bläute den Kutscher gehörig durch und nahm dann das Gefährt in Beschlag. Erst nachdem er es mehrere Tage seinem Belieben gemäß benutzt hatte, schickte er es dem Eigenthümer wieder zu.

Im Charakter dieser sklavischen Ehrfurcht vor dem Herrn wurde auch das Hofceremoniel umgeändert. Die Höflinge mußten deshalb vom Ceremonienmeister wie Rekruten eingeübt werden, um den neuen Schritt kennen zu lernen und die Ordnung, in der sie fortan Sonntags bei Empfang und bei allen Festen vor den Majestäten zu erscheinen hatten.

Da der Kaiser grundsätzlich das Gegentheil von dem zu thun sich befliß, was seine Mutter gethan, so zeigte er sich auch gegen die vielen von ihr gefangen gehaltenen Polen als hochherziger Befreier und Gönner. Er öffnete ihre Kerker, rief sie aus Sibirien zurück und ließ sie in ihre polnische Heimath zurückkehren. Den Oberfeldherrn des ehemaligen polnischen Königreichs, Kosziuszko, holte er selbst aus dem Gefängniß und behandelte ihn wie einen Freund, dem er immer wiederholte, wie sehr er das Schicksal Polens beklage, das er als eine vollendete Thatsache freilich nicht ändern könne. Der letzte Polenkönig Stanislaus II. lebte in dem einsamen Grodno, wohin Katharina ihn verbannt hatte. Paul lud ihn ein, nach Petersburg zu kommen, und empfing ihn da mit allen einem gekrönten Haupte schuldigen Ehren, stellte ihm einen Palast zur Verfügung und bat ihn, daselbst auf seine Kosten

eine Hofhaltung einzurichten. Polen war allerdings verloren, doch Stanislaus sollte unter der Freundschaft des Zaren das angenehmste Leben in Rußland führen. In Wahrheit vergoldete dieser dem alten Mann, der schon dem Grabe nahe war, nur die Ketten.

Im Frühjahr 1797 begab sich Paul zur feierlichen Krönung nach Moskau, und Stanislaus mußte in seinem Gefolge sein. Der Polenkönig spielte bei der pompösen Feierlichkeit eine traurige Rolle. Während des langen Gottesdienstes vor der Krönung setzte sich einmal der vom Stehen ermüdete Greis nieder. Als Paul dies bemerkte, ließ er ihm sagen, daß er sich erheben und stehen bleiben müsse, und der arme König mußte wohl gehorchen. Der Zar war im Uebrigen niemals so guter Laune, wie während dieses mehrtägigen Aufenthaltes in Moskau, und bei der großen Parade führte er selber der von ihm gekrönten Kaiserin ein Garderegiment vor.

Zu den Hofdamen der Kaiserin Marie gehörte Fräulein v. Nelidow, zu der Paul eine große Neigung gefaßt hatte. Sie war nicht schön, aber geistvoll und edlen Charakters, und weit entfernt, die Zuneigung des Zaren zu einem Liebesverhältniß auszubeuten. Dagegen benutzte sie dieselbe, um einen wohlthätigen Einfluß auf ihn auszuüben und die ungestüme Launenhaftigkeit seines Charakters einzudämmen. Diese Macht über ihn bewirkte, da sie im Uebrigen ja der noch immer schönen Kaiserin keinen Grund zur Eifersucht bot, eine so vertrauliche Annäherung zwischen Beiden, daß daraus eine wahre Freundschaft entstand. Der Kaiser war beglückt darüber und

es gab eine Zeit, in der er unter diesem Einfluß seiner Gemahlin und der gemeinsamen Freundin seine schlimmen Launen zu beherrschen suchte. In Pawlowsk, seinem ländlichen Sommersitz, und Gatschina, wo er im Herbst zu sein liebte, genoß er den häuslichen Frieden während des größten Theils des Jahres 1797 in einer so gemüthlichen Stimmung, wie er sie seit langer Zeit nicht gezeigt hatte. Die Nelidow waltete da als gute Fee. Es wurden ländliche Vergnügungen veranstaltet, französische Theater- und italienische Opernvorstellungen, Konzerte, Lesekränzchen und Bälle, die dem Zaren sichtlich angenehme Zerstreuungen boten.

Nur zu bald freilich nahm diese Idylle in der kurzen Regierungszeit Paul's ein Ende. Sein vertrautester Günstling war inzwischen ein Mensch türkischer Abkunft geworden, der, bei der russischen Eroberung von Kutaïs gefangen genommen, darnach von Paul Kutaissow genannt wurde und ihm Barbierdienste leisten mußte. Eines Tages machte er ihn zu seinem ersten Kammerdiener, und bald war er gar ein hochgestellter Hofbeamter und vor Allem der einflußreichste Rathgeber seines Herrn. Mit Rostopschin zusammen, der in Ungnade gefallen war und als Urheberin davon die Nelidow ansah, beschloß der neue Günstling den Sturz derselben, da sie auch ihm gefährlich schien. Er wußte den Kaiser zu nehmen, gab ihm zu verstehen, daß man glaube, die Weiberpolitik sei jetzt in Rußland am Ruder und er unter Vormundschaft der Nelidow. So gelang es ihm in der That, den eitlen und argwöhnischen Zaren zu bereden.

Die Erfolge der Intriganten waren vollständig. Paul wies die edle Freundin plötzlich aus seiner Nähe und auch alle Personen des Hofes, die zur Partei der Kaiserin gehörten, wurden aus Petersburg gewiesen, und diese selbst sah sich fortan von ihrem Gemahl mit dem unwürdigen Verdacht verfolgt, statt seiner die Regierung führen zu wollen und mit ihrem ältesten Sohne Alexander dabei gemeinsame Sache zu machen. Rostopschin wurde Minister des Auswärtigen, Kutaissow der mächtigste Mann in Rußland, vor dem die Hochgestelltesten den Rücken beugten.

Mehr als je wurde der Zar ein Schrecken jetzt auch für seine Familie; seine Günstlinge, die ihn beherrschten, sorgten dafür, daß seine Launen in Wahnwitz übergingen, und er mehr und mehr in solchem Zustande seine despotische Macht zu bezeigen suchte.

Niemand fühlte sich mehr sicher vor seinem Jähzorn und vor einem plötzlichen Sturz. Es genügte dazu ein kleines Versehen bei der Parade Morgens oder in der Abendgesellschaft bei Hofe, etwa, daß Jemand beim Contretanz dem Kaiser den Rücken zugedreht oder die Verbeugung nicht tief genug gemacht hatte. Auf der Stelle traf ihn dafür die Strafe, so daß es nichts Seltenes war, in Galakleidung zum Hofball zu kommen und von demselben bis nach einer Festung oder gar nach Sibirien transportirt zu werden. Jeder Tag brachte auch einen neuen verrückten Einfall des Zaren. Die Backenbärte, sogenannte Favoris, ärgerten ihn plötzlich. Ein Ukas befahl, sie augenblicks abzurasiren. Die Engländer hatten die Insel

Malta in Besitz genommen. Paul begehrte nun, weil er mit ihnen im Bündniß war, Großmeister des Malteserordens zu werden, und schickte zu Schiffe eine russische Expedition nach der Insel. Da man ihm nicht zu Willen sein wollte, brach er sofort mit England. Als Suwarow die Franzosen mehrfach geschlagen hatte, hielt Paul sich für den größten Kriegshelden der Welt und feierte die Siege nach Art der Triumphe römischer Imperatoren. Spielte man im Theater Ritterstücke, so wähnte er, der Held derselben zu sein, Bayard, oder der Cid, oder Cäsar. Weil Preußen nicht gleich gemeinsam mit ihm gegen Frankreich marschiren wollte, forderte er durch die Zeitungen den König Friedrich Wilhelm in nicht mißzuverstehender Weise zum Duell. Da er an der lichtrothen Farbe Gefallen hatte, mußte alles Mögliche bei Hofe in dieser Farbe sein, die Handschuhe, die Kleider, die Federn auf den Hüten; ja auch die Façade des neuen Michaelpalastes in Petersburg, den er sich mit ungeheuren Kosten in fieberhafter Eile erbauen ließ. Er bildete eine wahre Festung und sollte seinem furchtsamen Bewohner alle denkbare Sicherheit gegen einen verrätherischen Ueberfall gewähren, den er fort und fort besorgte. Als er seine Wohnung endlich darin Ende des Jahres 1800 nehmen konnte, war er schier vor Freude närrisch darüber, nunmehr wieder sich ganz wohl hinter diesen Mauern und mit Kanonen besetzten Bastionen fühlen zu können.

Zur selben Zeit aber wurde schon die Verschwörung eingeleitet, die drei Monate später seinen Untergang herbeiführen sollte. Der Beweise gab es in der That genug

und sie mehrten sich täglich, daß Paul so sehr an Geistesstörung litt, um mit Recht für regierungsunfähig erklärt werden zu können. Das Wohl des Reiches stand auf dem Spiele, und die Urheber der Verschwörung konnten für ihre Absichten mit gutem Gewissen einen so starken Grund geltend machen. Gefürchtet und gehaßt war Paul allgemein in den höheren Kreisen der russischen Gesellschaft, weil kaum eine Familie derselben existirte, die nicht ein Opfer seiner Despotie und Willkür zu beklagen hatte. Die kaiserliche Familie selber fühlte sich ernstlich von seiner Wuth bedroht, zumal die Kaiserin und sein Sohn Alexander. Er plante wirklich auch, diese Beiden gefangen zu setzen. So wagte denn die Verschwörung auch den Schritt, den Großfürsten Alexander mit ihrem Plane bekannt zu machen, indem sie ihm sagten, sie wollten nur den Kaiser zur Abdankung nöthigen und an seiner Stelle den Großfürsten zum Zaren ausrufen. Alexander ließ sich überzeugen, daß dies für die Erhaltung des Staates und für seine persönliche Freiheit geboten sei, und stimmte der Verschwörung schließlich, wenn auch mit Angst und Bangen, zu.

Als Häupter dieses gefährlichen Unternehmens traten Graf Panin und vor Allem Graf Pahlen auf, der als Gouverneur von Petersburg alle militärische Macht in Händen hatte und noch das volle Vertrauen des Zaren Paul genoß. Er bereitete Alles zum entscheidenden Schlage vor und war es, der sich mit dem Großfürsten Alexander darüber verständigte. Niemand war sonst im Geheimniß, aber es lag gleichsam in der Luft und Jedermann in der

Hofatmosphäre spürte es, alle Offiziere in Petersburg ahnten es, und es schreckte Keiner davor zurück. Erst in letzter Stunde zog Graf Pahlen den wilden General Zubow und den bedächtigen Marschall Bennigsen in's Vertrauen, und Beide übernahmen die eigentliche Ausführung des ihnen mitgetheilten Planes, den Kaiser Nachts im Michaelpalast zu überfallen und abzusetzen. Zubow versammelte eine Menge Offiziere bei sich, erhitzte mit Champagner ihre Köpfe und führte sie dann zur festgesetzten Stunde mit sich, erst jetzt ihnen verrathend, um was es sich handle. Bennigsen rückte mit Truppen, von Verschworenen kommandirt, von der Vorderseite her dem Palaste zu, Pahlen marschirte mit den seinigen durch den Garten heran.

Es war in der Nacht vom 23. auf den 24. März 1801. Ohne mehr als den Widerstand eines Leibhusaren vor dem Schlafzimmer des Kaisers zu finden, drangen die trunkenen Offiziere mit Zubow in dasselbe ein, ergriffen den entsetzt aus dem Bett springenden Zaren und legten ihm die Abdankungsurkunde zur Unterzeichnung vor. Paul wehrte sich, es kam zum Handgemenge, in welchem der Kaiser sein Leben verlor. Bennigsen und Pahlen kamen erst, als es zu spät war; der Mord hatte in ihrer Absicht nicht gelegen.

Alexander wartete, in seiner Wohnung eingeschlossen, zitternd das Ergebniß der Unternehmung ab. Als er endlich erfuhr, was geschehen war, gerieth er in die heftigste Verzweiflung. Noch mehr seine Mutter, die Kaiserin. Man konnte sie nur mit Mühe in ihren Zimmern zurückhalten. Noch in der Nacht wurden die Garden

für Alexander I. beeidigt, der denn auch ungestört die Regierung antrat.

Die Kaiserin konnte die schreckliche That nie vergessen; sie ließ später ihrem Gemahl ein schönes Denkmal in Pawlowsk errichten.

Unser Geruchssinn.

Eine Plauderei über die Nase.

Von

Gottfried Pfeuffer.

(Nachdruck verboten.)

Das Ohr hat seine Kunst: die Musik; das Auge hat seine Kunst: die schöne Form, die Harmonie der Farben, die Bildhauerei und Malerei — man kann sie daher die edlen Sinne nennen im Gegensatze zum Geruch und dem noch viel materielleren Geschmack, dem Plebejer unter den Sinnen. Man hat infolge dessen den beiden letzteren oft jede höhere Achtung versagt und sie, als allein der niederen thierischen Natur des Menschen angehörig, mit unverdienter Verachtung gestraft.

Mag man nun immerhin die Empfindungen des Geschmacksinns mit einer gewissen Geringschätzung behandeln, so ist das Gleiche doch keineswegs berechtigt bei dem Geruchssinn, der dem Geschmack bedeutend überlegen ist und durchaus nicht dessen materielle Natur theilt. Vielmehr

ist er es gerade, der mehr als alle übrigen Sinne in uns den Strom der Ideenverbindung entfesselt, die Erinnerung belebt und so eine innere Welt hervorzaubert, die den Stimmungen, wie sie durch die Musik erzielt werden, durchaus verwandt ist. So nähert sich der Geruch, was die sogenannten „idealen" Charakteristika betrifft, immerhin noch den beiden edelsten Sinnen, ja man kann sogar die Behauptung wagen, daß die Schärfe und Feinheit des Geruches einer Person in geradem Verhältnisse zu ihrer Geistesschärfe steht.

Die Geruchswahrnehmung wird, wie jede Sinneswahrnehmung, durch das Nervensystem vermittelt; die hohe Bedeutung der Geruchsnerven gibt sich schon dadurch zu erkennen, daß sie unter den zwölf aus der Basisfläche des Gehirns heraustretenden Nervenpaaren die erste Stelle einnehmen und sich vor ihnen auch durch eigenartige Formenbildung hervorthun. Die Natur des Riechens war den Gelehrten bisher noch ziemlich dunkel gewesen. Man nahm nur an, daß alle riechbaren Stoffe Gase entwickeln, welche auf unsere Geruchsnerven einen geheimnißvollen Reiz ausüben. W. Ramsay in Bristol hat nun hierüber überraschende Untersuchungen angestellt, deren hochinteressantes Resultat darin gipfelt, daß er den Akt des Riechens auf äußerst feine, unsichtbare Schwingungen der riechbaren Gase zurückführt — wie ja auch der Schall auf Luftwellen und das Licht auf Aetherschwingungen beruht — nur mit dem Unterschiede, daß die Geruchsschwingungen bei Weitem geschwinder vor sich gehen. Dieselben übertragen sich nun in der Nase auf die haarähnlichen Fort-

sätze spindelförmiger Zellchen, die mit den Geruchsnerven in Verbindung stehen.

Aber ganz wie es bei den Tönen Grundtöne gibt, auf welchen sich andere zu Akkorden und Harmonien aufbauen, so gibt es auch Gerüche, die aus Grundgeruch und aus einer ganzen Folge von harmonischen Gerüchen, also aus Geruchsakkorden bestehen, aus denen der genannte Forscher die verschiedene Qualität der Gerüche zusammensetzt. Von großer Wichtigkeit ist, daß die Geruchswahrnehmung uns nicht ohne Weiteres anfliegt, sondern daß wir, um etwas zu riechen, erst durch die Nase Luft einziehen (einathmen) müssen, woraus folgt, daß, wer ein ordentlicher Riecher sein will, auch ein ordentlicher Athmer sein muß. Wer nichts riechen will, stellt einfach, soweit dies möglich, das Luftholen ein oder hält sich die Nase zu; doch sind manche Gerüche so eindringlich, daß sie uns ganz unwillkürlich den Athem benehmen.

Daraus ergibt sich von selbst die lebenswichtige Beziehung, in welcher das Geruchsorgan zu unserem Athemorgan steht, und deshalb sollten wir in derselben Weise, wie wir in Bezug auf Speise und Trank, die wir mit der Zunge und dem Gaumen kosten, uns wählerisch zeigen, auch bei Einathmung der Luft, dieser Athemspeise, uns wählerisch erweisen. Was wir Widriges und Ungesundes durch den Magen aufnehmen, geben wir gewöhnlich wieder von uns; was wir aber Widriges durch die Lunge einnehmen, findet seinen Weg unmittelbar zu unserem Blute und greift unsere Gesundheit direkt an der Lebenswurzel an. Essen und Trinken haben wir nur dann und wann

nöthig, können es zur Noth sogar lange entbehren, Luft holen aber müssen wir vom ersten bis zum letzten Augenblicke, und zwar so unausgesetzt, daß wir im Nothfalle auch gesundheitswidrige Athemspeise schlürfen, um nur nicht sogleich zu ersticken.

In dieser Beziehung könnte der Mensch viel vom Thiere lernen. Man darf nur einmal beobachten, mit welcher wahren Grandezza z. B. ein Hund, im offenen Fenster liegend, die Morgenluft „kostet“; während sein Brusttheil sichtliche Athembewegungen vollzieht, gehen die Oeffnungen der Nüstern auf und zu, und so lange ihm die Frische und Reinheit der Athemspeise behagt — „schmeckt“, fährt er fort, in ihrem Genusse zu schwelgen. Andererseits gibt es bekanntlich kein sichereres Mittel, einen Hund von einem Platze ferne zu halten, als durch das Bestreuen desselben mit widerlich riechenden Substanzen.

Wenn die Menschen seit uralten Zeiten bemüht waren, den Geruchssinn zu pflegen, so haben sie damit bewiesen, daß sie schon sehr frühe den großen Einfluß erkannten, welchen die Organe desselben auf das Gemüth auszuüben im Stande sind. Nicht blos die Stimmung läßt sich von den Einflüssen des Geruches beherrschen, auch das Gedächtniß wird von keinem anderen unserer Sinne so lebhaft angeregt. Vielleicht hat diese Einwirkung des Geruchssinnes auf das Gedächtniß viel dazu beigetragen, daß fast alle Völker des Alterthums und der Neuzeit ohne Ausnahme bei ihren den Göttern geweihten Opfern Wohlgerüche in Anwendung brachten; sie sollten wahrscheinlich an längst erflehte Wohlthaten erinnern. Opferdüfte

waren in den Tempeln der Griechen und Römer, waren auf den Altären der alten Egypter, und nicht minder gingen die Hebräer von dem Grundsatze aus, daß Wohlgeruch ihrem Jehovah einen hohen Genuß bereite.

Von der Beherrschung der Stimmung durch den Geruch sagt ein englischer Schriftsteller: „Wohlgerüche sind Talismane, um die Beglückungen der Vergangenheit zurückzuzaubern, angenehme Ideenverbindungen herbeizuführen, die Hoffnung neu zu beleben; sie sind die Schlüssel, um die goldenen Thore einer Welt von Träumen, beruhigenden Gedanken und Vorstellungen zu öffnen."

Daß es keinen Geschmack ohne Geruch gibt, davon kann sich Jeder durch festes Zuhalten der Nase überzeugen. Die widerlichste Arznei wird durch Anwendung dieses Hausmittels ohne Unbequemlichkeit genießbar. In der Regel hat auch der Feinschmecker eine feine Nase. Geistreiche Menschen haben in der Regel sehr empfindliche Geruchsnerven, gleich den hellenischen Göttern, die sich am liebsten am Geruche weideten. Wenn in dem indischen Gedichte „Mahabharata" die Mahavida den Amru sucht, so folgt sie dem Hauche des Windes, der ihr den Duft zuträgt. Kardinal Alberoni hatte eine so feine Nase, daß er durch sie im Alter, als er sein Gesicht verloren hatte, eine junge Dame von einer alten unterscheiden konnte; Rousseau hatte einen so feinen Geruch, daß er „eine Geruchsbotanik hätte schreiben wollen, wenn die Zunge so viele Ausdrücke hätte, als es Gerüche in der Natur gibt." Kant konnte keine dürftigen Studenten im Auditorium leiden, weil die Ausathmungen von Menschen,

die sich mit schlechter Kost nähren, ihm unleidlich waren; er nannte Leute, welche viel Schwarzbrod essen, „gemeine Menschen". Napoleon's Geruch war so fein, daß ihn bei der Ueberfahrt nach St. Helena der Schiffs- und Theergeruch krank machte; aus Furcht vor dem Geruche frischer Oelfarbe zog er es später vor, in seinem Exile in dem alten unbequemen Hause zu bleiben, statt ein neu und comfortabler eingerichtetes zu beziehen. König Philipp II. von Spanien dagegen, dessen kalte Despotennatur aus der Geschichte bekannt ist, war überhaupt gegen jeden Geruch unempfindlich.

Daß der Mensch von Haus aus mit der Fähigkeit feinsten Geruchssinnes begabt ist, lehren die wunderbaren Geschichten, welche Reisende von Naturvölkern erzählen, welche z. B. echte Metalle von unechten durch den bloßen Geruch unterscheiden. Die bekannte Zierpflanze Hortensia verdankt ihren Namen jener Französin Hortense, welche, ohne daß die Schiffsmannschaft eine Ahnung davon hatte, als Mann verkleidet an Bord ging, aber nach der Landung auf einer Südsee-Insel von den Eingeborenen blos durch den Geruch als ein Weib erkannt wurde. Daß der Indianer die Fährte seines Feindes riecht, ist uns freilich räthselhaft; wie wir der Nase aber doch eine besondere Geschicklichkeit zur Spionage zuerkennen, geht schon aus Redensarten hervor, wie z. B.: „Er hat eine gute Nase gehabt" u. s. w. Auch in dem so oft gebrauchten Worte „Naseweisheit" wird der Nase allzeit fertige Thätigkeit zu Wahrnehmungen anerkannt, wenn andere Sinne mit den ihrigen noch zaudern.

In der Regel hat für feinere Nasen jedes Hauswesen seine eigenthümliche Atmosphäre. Dabei kommen nun allerdings eine Menge Momente von gröberer oder feinerer Art in Betracht. Reichthum und Armuth bilden auch hier große Abstände. Man hört im Leben oft von dem „Geruche nach armen Leuten" sprechen, unter dem man ein Gemisch von ungesunder Ausdünstung, Rauch, Haardunst, Modergeruch u. s. w. versteht; mit gleichem Rechte könnte man aber auch von einem „Geruche nach reichen, respektive feinen Leuten" sprechen. Aber auch sonst moduliren sich die Gerüche nach Haussitte, nach Lebensweise, nach Reinlichkeit und Unsauberkeit, nach Kinderlosigkeit oder Kinderzahl und nach so manchen anderen Verhältnissen.

Alte Häuser und besonders die Flure alter Häuser haben oft Gerüche, durch die man sich um ein paar Jahrzehnte zurückversetzt glaubt. Namentlich aber ist alten, unbewohnten Schlössern meistens ein besonderer Geruch eigen. In den oft noch mit verschnörkelten Möbeln des vorigen Jahrhunderts eingerichteten Sälen und Boudoirs solcher Schlösser glaubt man das echte Rococo noch heute zu athmen. Ob eine Kirche dem katholischen oder evangelischen Kultus gewidmet ist, könnte ein reisender Blinder durch den Geruch jederzeit errathen. Sehr eigenthümlich ist der Geruch größerer Bibliotheken. Auf alten Herbarien pflegt ein Verwitterungsgeruch zu haften. Auch Buchläden haben ihre besonderen, an frische Zeitungen mit ihrem Kienrußschwärzeduft erinnernden Gerüche, die jeden Literaturfreund ansprechen und gleich den Tagesblättern zur Neugierde reizen.

Wenn einer der vor hundert Jahren in Deutschland Verstorbenen jetzt zurückkäme, so würde er ohne Zweifel finden, daß es gegenwärtig bei uns anders rieche, als zu seiner Zeit. Die Herrschaft der Steinkohle mit ihrer großen Verbreitung im Dienste der Eisenbahnen, der Industrie und der Privathäuser hat der Atmosphäre — die Wald- und Gebirgsdistrikte vielleicht allein ausgenommen — einen anderen Geruchston gegeben. Wie auf Mahl- und Sägemühlen und auf Schmelzöfen und Hammerwerken häufig noch ein romantischer, malerischer Reiz haftet, so ruft fast noch mehr als das Auge der Duft die mancherlei Lieder in unserer Erinnerung wach, die solche Oertlichkeiten zur Heimath haben. Gerne tritt man auf Reisen in die am Wege liegende Mühle und nimmt eine Nase voll von dem klappernd verstaubten Mehlgeruche mit. In vollen Zügen athmet man den harzigen Holzgeruch ein, der wie ein Nimbus auf der Schneidemühle liegt, und hat Einem in großen Waldrevieren der Wind erst den Geruch von fernen Kohlenmeilern zugeführt, so erwartet man häufig nicht umsonst dem rauschenden Wasser entlang an einen Schmelzofen oder eine Schmiede zu kommen, die abermals ihre eigenthümliche rußige Geruchszone haben.

Reisen und Spaziergänge, oder mit anderen Worten ein Verkehr mit der Natur, bieten überhaupt, abgesehen von dem eigentlichen Träger des Wohlgeruchs, der Blumenwelt, eine große Ausbeute von Riechübungen. Nicht die Phantasie allein ist aufgeregt, wenn wir in den Alpen in eines jener vom Hochgebirge umschlossenen, von Firnen

überragten Thäler treten; es weht uns aus ihnen auch ein eigenthümlicher Hauch entgegen, der uns als ein Geruch der Ursprünglichkeit zum Bewußtsein kommt. Ebenso schlürfen wir auch in vollen Zügen an der Küste des Oceans den elementaren, unsere Lungen erfrischenden Geruch des Meeres ein. Mehr, als wir es uns bewußt werden, ist es wohl auch der Geruchssinn, ist es der ursprüngliche, von keiner Kultur verdorbene Naturgeruch, der uns in den Waldungen mit so vielem Wohlbehagen ergreift. Des herrlichen Harzgeruches unserer Nadelholzwälder rühmende Erwähnung zu thun, kann man dem Brustkranken überlassen, obwohl ja jede Nase darin schwelgt; aber wie viel eigenthümliche Gerüche findet nicht auch sonst im Walde, wer Sinn für diese hat. An feuchten, tiefumschatteten Stellen dringt oft eine ganze Wucht von Saftgerüchen aus den großblätterigen, dort einheimischen Pflanzen auf uns ein; an anderen herrscht ein dumpfer Geruch von Moosen, wieder an anderen von den fast unathembaren Dünsten der Schwämme, hier von einer ganzen Gesellschaft blühender aromatischer Kräuter, dort von balsamischen Wachholderbeeren vor.

Bekannt ist, daß die Negerrasse auch nach der Vermischung mit Europäern ihren spezifischen Geruch behielt; wahrscheinlich spielt das Pigment dabei eine Rolle, denn auch die Rothhaarigen sollen, wie feine Nasen gewittert haben wollen, eine leicht an Knoblauch erinnernde Ausdünstung haben. Weintrinker geben sich schon auf mehrere Schritte durch eine säuerliche, Schnapstrinker durch eine fuselige Ausdünstung zu erkennen. Daß man vielen Gewerbetreibenden,

auch im Sonntagskleide, ihre Profession anriecht — dem Gerber die Lohe, dem Schuhmacher das Leder, dem Matrosen den Theer, dem Materialisten und Apotheker seine Gewürze und Medicinen u. s. w., liegt in der Natur der Sache, zu dieser Wahrnehmung bedarf es keiner besonders feinen Nase. Fieberhafte Zustände den Menschen anzuriechen, ist vielen Personen eigen, ja manchen Aerzten dient schon die Nase zu einer Diagnose der Krankheit. Daß auch ganze civilisirte Nationen in der Weise, wie die Gerüche auf sie wirken, ihre sie oft von ihren Nachbarn schroff unterscheidende Eigenheiten haben, ist bekannt. Nirgends ist das Volk für Wohlgerüche unempfindlicher, als im Würzgarten von Europa, in Italien; ja, unsere wohlriechenden Wässer sind dem italienischen Volke geradezu eine Pest.

Ueber den Geruchssinn haben in neuester Zeit die beiden nordamerikanischen Physiologen Nichols und Bailey interessante Untersuchungen angestellt, die zu unerwarteten Ergebnissen führten. Die beiden Gelehrten füllten Fläschchen mit verschiedengradigen, genau bestimmten Lösungen starkriechender Substanzen (Oel aus Nelkengewürz, Knoblauchsextrakt, Blausäure u. dergl.), und ließen nun eine Anzahl von Personen den betreffenden Geruch bestimmen. Dabei zeigte sich vor Allem eine außerordentlich starke Verschiedenartigkeit in dem Geruchsvermögen der einzelnen Individuen; während z. B. noch drei Männer Blausäure in einer Mischung rochen, bei welcher auf 1 Gramm Blausäure 2000 Kilogramm Wasser kamen, war für Andere der Geruch bei einer um das Hundertfache stärkeren

Mischung noch nicht wahrnehmbar. Das überraschendste Resultat ergab aber der Vergleich der Empfänglichkeit der Männer und der Frauen für Gerüche; es wurden daraufhin 44 Männer und 39 Frauen untersucht, und es zeigte sich, daß die Männer einen bedeutend feineren Geruchssinn haben, als die Frauen. Keine der Frauen nahm Blausäuregeruch mehr wahr in Mischungen von 1 : 20,000 Gewichtstheilen Wasser, während die Mehrzahl der Männer denselben noch in Verdünnungen von 1 : 100,000 konstatirte. Citronengeruch rochen die Männer noch bei einer Mischung in einem 250,000fachen Wasservolumen, während die Frauen eine doppelt so starke Mischung brauchten, um ihn wahrzunehmen; dasselbe Resultat ergab sich bei den Versuchen mit Knoblauch- und anderen Gerüchen. Dieses Ergebniß steht in direktem Widerspruch mit der gewöhnlichen Annahme, daß Frauen empfänglicher für Gerüche seien, als Männer, eine Ansicht, die sich wohl darauf stützt, daß Frauen die Parfüms mehr lieben, als es die Männer thun. Doch beruht dies gerade darauf, daß ihre Nerven von den Gerüchen weniger angegriffen werden, als die der Männer, und sie daher von zu aufdringlichen Gerüchen weniger belästigt werden, als die der Letzteren.

Der Bereich des menschlichen Geruchssinnes ist übrigens gegenüber jenem anderer Lebewesen auf ziemlich enge Grenzen beschränkt. Was für ein weites Gebiet z. B. der Nase des Hundes erschlossen ist, können wir nicht einmal ahnen. Ihm ist, wo unsere Nase noch keine Beschäftigung findet, Alles auf das Mannigfaltigste durch-

duftet. Nicht umsonst freut er sich, wenn sich sein Herr zu einem Spaziergange rüstet, denn welche Menge von Wahrnehmungen und Eindrücken bietet ihm das freie Feld! Kein Botaniker thut es ihm gleich in Durchsuchung des Bodens; bei einzelnen Gerüchen verweilt er oft Minuten lang, und hat er Kameraden bei sich, so haften die vereinigten Nasen oft lange an demselben Gegenstande mit nicht minder gelehrtem Ernste, als menschliche Forscher irgend einem verwickelten Probleme zuwenden. Wo den Hund sein Auge im Stiche läßt, da tritt als stellvertretender Sinn die Nase vollständig für ihn ein. Der Hund kennt aber nicht blos die Atmosphäre seines Herrn; für ihn haftet auf der ganzen Familie bis auf ihre Bekleidungsstücke hinunter ein spezifischer Geruch, ja man möchte fast glauben, seine Nase wittere die Blutsverwandtschaft heraus.

Daß die nach Nahrung gehende Thätigkeit fast aller im Freien lebenden Thiergattungen durch den Geruchssinn unterstützt wird, häufig wohl allerdings mit der Beschränkung auf gewisse Gattungen von Gerüchen, kann kaum bezweifelt werden. Die Gesundheitspolizei der Natur hat eine Menge von Thieren in ihren Dienst genommen, die das Faulende, Verwesende wegzuschaffen das Amt haben, und diesen Allen hat sie gewiß die feine Witterung für ihren Geruch zur Mitgift gegeben. Die Insektenwelt scheint in ausgezeichneter Weise mit Geruchssinn ausgestattet zu sein. Wie schnell sind zur Sommerszeit Wespen zur Hand, wenn wir bei offenen Fenstern oder im Freien Obst oder Süßigkeiten genießen. Wenn die

Biene den Knoblauch verabscheut und parfümirte Stutzer, die sich ihrem Stocke nähern, mit Heftigkeit verfolgt, wie dies verschiedene Bienenväter beobachtet haben wollen, so setzt dies eine feine Witterung voraus, die sie gewiß auch bei ihrem Fluge zum Honigsammeln leitet. Auch unsere Stubenfliege wird durch die Speisegerüche angezogen, und wenn sie nach unseren aufgehobenen Mahlzeiten das Tischtuch durchwandert, um die zurückgebliebenen Brosamen und Speiserestchen zu durchmustern, so leitet sie wohl mehr als das große Auge der Geruch, da sie ihren Saugrüssel nirgends ansetzt, wo sie nichts für ihre Nahrung Taugliches gewittert hat. Auch ihre blutdürstigen Anverwandten, die Bremsen, werden durch dampfendes Vieh, Rosse und Rindvieh, bekanntlich auf große Entfernungen herbeigezogen.

Es ließen sich diese Thatsachen, welche für ein sehr ausgebildetes Witterungsvermögen sprechen, noch vermehren. Allein der geneigte Leser wird schon aus den angeführten zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß wir den Insekten ein Organ zuschreiben müssen, das in seiner vielgestaltigen Form bei vielen der Menschen fast schon funktionslos geworden ist. Das Kapitel über den Geruchssinn der Insekten ist übrigens keineswegs als abgeschlossen zu betrachten, es bleibt vielmehr noch viel zu beobachten übrig, ehe wir zu einem zweifellosen Resultate gelangen werden.

Dem Volksstamm der Schwaben sagt man nach, er habe nur vier Sinne, weil das Volk auch für „riechen" das Wort „schmecken" im Gebrauche hat. Die Schwaben

können sich jedoch über diese Nachrede beruhigen, da sogar die feinen Franzosen „fühlen, riechen und schmecken" in ein Wort „sentir" zusammenfassen und alle Nationen der Neuzeit über diese Sinnenvermengung noch hinausgehen, indem sie jeden geistigen Genuß gleichsam über die Zunge laufen lassen, denn „gusto, goût, Geschmack" bezeichnet in allen Sprachen zugleich mit den Empfindungen und Wahrnehmungen von Zunge und Gaumen den Sinn für das Schöne und Angenehme.

Großstädtische Straßenpolizei.

Skizze aus der Gegenwart.

Von

A. Oskar Klaußmann.

Der lebhafte Aufschwung, den alle Verhältnisse, insbesondere aber die des öffentlichen Verkehrs im Laufe des letzten Jahrhunderts genommen haben, zwang auch die Polizei, sich diesen neuen veränderten Verhältnissen zu fügen und in den Großstädten besondere Polizeicorps zu errichten, denen die Sorge für die Sicherheit auf den Straßen, für die Regelung des Verkehrs und für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung

obliegt. Es gibt heute keine Großstadt, die nicht eine eigene Polizeimacht hätte, welche nur dazu da ist, um innerhalb der Stadt ihren Dienst auszuüben.

Zur Regelung des Verkehrs, insbesondere des Verkehrs der Wagen, waren schon in früheren Jahrzehnten an den Straßenecken der großen Städte Polizeibeamte oder Gendarmen postirt, welche auf Ordnung zu sehen hatten; aber erst seit der Mitte unseres Jahrhunderts wurden die großen Corps der städtischen Polizeibeamten gegründet, mit denen wir uns heute beschäftigen wollen.

Wie sich die Nothwendigkeit der Schaffung dieser städtischen Polizeicorps ergab, sehen wir z. B. an Berlin, von dem später noch eingehender die Rede sein wird. Im Jahre 1848 hatte Berlin bereits 400,000 Einwohner, aber noch nicht 40 Polizeibeamte, welche natürlich in dem Augenblicke machtlos wurden, als der große Sturm der Revolution ausbrach. Selbst wenn die Polizeibeamten in zehnfach stärkerer Anzahl gewesen wären, so hätten sie auch nicht im Mindesten die erregte Bevölkerung in Schranken halten können, es blieb ihnen nichts übrig, als von der Bildfläche zu verschwinden und dem Militär Platz zu machen. Nachdem die Straßenkämpfe in Berlin vorüber waren, schritt man zur Begründung einer Polizeimacht, welche, zuerst auf demokratischer Grundlage aufgebaut, aus Bürgern bestand, die, mit einem einfachen Abzeichen versehen, auf den Straßen die öffentliche Ordnung aufrecht erhalten sollten. Doch dieses Bürgerpolizeicorps wurde schon bald wieder aufgelöst, und es trat eine uniformirte Schutzmannschaft an deren Stelle, welche noch

heute besteht und auf ein Corps von 4000 Mann zu Fuß und zu Pferde angewachsen ist.

Wenden wir uns nun zunächst zu der größten der modernen Städte, zu London. Dieses zählte am 31. Dezember 1887 ein Konstablercorps von 12,460 Mann, nämlich 26 Oberaufseher, 760 Aufseher und 10,494 Schutzleute. Den Wachtdienst in den Straßen versahen bei Tage 8773 Schutzleute, und 10 Prozent dieser Anzahl sind für den Nachtdienst von 6 Uhr Abends bis 6 Uhr Morgens erforderlich. Die Thätigkeit der weltstädtischen Polizei erstreckt sich allerdings auch über einen Flächenraum von 633 englischen Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 5,476,447 Köpfen.

Der Londoner Polizeibezirk zerfällt in 21 Divisionen, mit Ausnahme der City, welche ein eigenes Polizeicorps hat, die Citypolizei, welches sich aber in nichts von den anderen Konstablern unterscheidet, als durch eine farbige Binde, welche die Beamten um den linken Arm tragen. Die Divisionen werden eingetheilt in Subdivisionen, diese in Sektionen und letztere in Runden. An der Spitze einer Division steht ein Superintendent, an der Spitze einer Subdivision ein Inspektor und an der der Sektionen der Sergeant; die Runden werden von den Konstablern selbst überwacht. Die Beamten haben gewöhnlich in dem einen Jahre acht Monate Nachtdienst und vier Monate Tagdienst und wechseln im nächsten Jahre, so daß sie dann acht Monate Tagdienst und vier Monate Nachtdienst haben.

Das Konstablercorps von London ist höchst lobenswerth. Es werden nur Leute angenommen, die einen guten

Leumund besitzen, welche nicht älter als 35 Jahre sind und mindestens eine Größe von 5 Fuß und 7 Zoll haben. Der Bewerber muß ferner lesen und schreiben können; ist er verheirathet, so darf er zur Zeit der Bewerbung nicht mehr als zwei Kinder haben. Die Wirksamkeit des Konstablers erstreckt sich vor Allem auf den Sicherheitsdienst in den Straßen. Seine Aufgabe ist eine weit enger begrenzte, als die des deutschen Schutzmannes. Er hat sich lediglich um die Vorgänge auf der Straße zu kümmern und dafür zu sorgen, daß keine Verkehrshindernisse entstehen und daß die öffentliche Sicherheit nicht gefährdet wird. Er dirigirt daher den ungeheuren Wagenverkehr, der insbesondere während der Geschäftszeit in der City wie ein endloser Strom hin und her wogt, durch Winke, durch Zurufe, er befiehlt hin und wieder den Wagen zu halten und führt dann Damen, Kinder und ältere Personen über den Straßendamm, während er überhaupt trotz der Aufmerksamkeit, die er beständig dem Verkehr widmen muß, sehr höflich und freundlich auf alle Fragen Auskunft geben soll.

Nur im Nothfalle schreitet der Konstabler zu einer Verhaftung. Die englischen Begriffe von der Freiheit des Bürgers dulden nicht ohne Weiteres die Verhaftung eines Mannes, der nicht gewissermaßen auf frischer That ertappt ist; nur wenn ein Polizeibeamter befürchten muß, daß ein Verbrechen oder ein Unglück geschieht, hat er das Recht, einen Passanten zu verhaften. Es geschieht dies aber stets in höflicher Weise, indem der Konstabler an den Betreffenden herantritt, ihm die Hand auf die

Schulter legt und ihm zuflüstert: „Man wünscht Sie zu sprechen."

Der Engländer leistet nur in den seltensten Fällen dem Konstabler Widerstand. Es wäre dies auch zu seinem Nachtheile, denn der englische Konstabler trägt statt eines Revolvers oder Säbels in einem Lederfutteral am Leibgurt den sogenannten „Knüttel", einen kurzen Stock aus Eisenholz, der mit Blei ausgegossen ist. Ein einziger Schlag mit diesem Knüttel genügt, um den gefährlichsten Gegner sofort zu Boden zu strecken. Gegen Hiebe auf den Kopf ist seinerseits der Konstabler durch einen widerstandsfähigen und doch leichten Filzhelm geschützt, der ähnlich aussieht wie die Korkhelme, welche in den Tropen getragen werden.

Der Anzug des Konstablers besteht in einer blauen Tuchjacke und einer blauen Hose. Die Jacke ist mit blanken Metallknöpfen versehen und bis zum Halse hinauf zugeknöpft. Zu beiden Seiten des Kragens trägt der Konstabler rechts einen Buchstaben, links eine Zahl; der Buchstabe bedeutet die Division, zu der er gehört, die Zahl seine Nummer in dieser Division.

Die berittenen Konstabler patrouilliren insbesondere die Umgegend Londons ab, machen Patrouillen in den Vorstädten, bei Nacht aber durchziehen beständig starke Patrouillen die ganze Stadt, und die Konstabler achten dabei mit großer Schärfe und Gewissenhaftigkeit auf die geringsten Unregelmäßigkeiten. Sie zeigen durch ihr ganzes Verhalten, daß sie in der That nur dafür da sind, um für die Sicherheit und Ruhe der Bürger zu sorgen, und

es braucht nur zu später Nachtstunde in einem Privathause noch Licht zu brennen, um einen Konstabler zu veranlassen, zu klopfen oder die Glocke zu ziehen mit der Anfrage, ob in dem Hause Alles in Ordnung sei, oder ob man vielleicht der Hilfe bedürfe.

Die Division A der Metropolitanpolizei (so heißt das große Konstablercorps im Gegensatz zur Citypolizei) besteht aus den größten und tüchtigsten Leuten und bildet gewissermaßen die Garde der Konstablerschaft. Ihr eigentlicher Bezirk ist der verhältnißmäßig kleinste, enthält aber die königlichen Schlösser, die Theater, das Parlamentsgebäude, die Museen und die öffentlichen Parks.

Die Londoner Konstablerschaft, welche ihre Organisation dem bekannten Sir Robert Peel verdankt, ist also ein Musterinstitut, welches ja auch das Modell für fast alle anderen Großstädte abgegeben hat. Es dient lediglich für die Sicherheit auf der Straße, mit den Polizeigeschäften, welche sonst die Spezialcorps der anderen großen Städte zu versehen haben, hat es durchaus nichts zu thun; für diese sorgen die sogenannten Detektives, und der englische Konstabler hat nicht einmal das ominöse Buch, das in allen anderen großen Städten der Sicherheitswächter bei sich führt, um Uebertretungen der Fahrordnung, Störungen der öffentlichen Ruhe u. s. w. zu notiren.

Man hat jetzt in London den Versuch gemacht, auf den Straßen elektrische Signalsäulen aufzustellen, welche dazu dienen sollen, bei Tag und Nacht dem Publikum die Möglichkeit zu geben, polizeiliche Hilfe telegraphisch herbeizurufen, sobald es sich um Unfälle, Angriffe oder

Feuersbrünste handelt. Das System wird jetzt im Stadttheil Islington erprobt, wo Mitte 1888 zehn solcher Säulen aufgestellt wurden.

Ueberall, wo englische Institutionen sind, also in den Kolonien, gibt es auch eine Nachahmung der englischen Konstabler. Selbst in Amerika hat man fast genau dieselbe Einrichtung bei der Konstablerschaft wie in London, aber die Verhältnisse sind doch dort ganz andere, als in London selbst; die Korruption, welche sich in Amerika durch das beständige Parteigetriebe und die politische Käuflichkeit ausgebildet hat, erstreckt sich leider auch auf die Polizei, und speziell die von New-York und Washington steht in üblem Rufe. Ein Sachverständiger schreibt über die amerikanische Konstablerschaft Folgendes:*)

„Die Polizei in den Vereinigten Staaten zerfällt in die „für öffentliche Sicherheit und Ordnung", welche der Stadtverwaltung unterstellt ist und von ihr unterhalten wird, und in die „Geheimpolizei der Vereinigten Staaten — United States Secret Service Division", neben welcher es noch Privatdetektivagenturen gibt.

Die Polizei „für öffentliche Sicherheit und Ordnung" ist in der ganzen Union so ziemlich gleich uniformirt und hat in ihrer Uniform und Ausrüstung sehr viel Aehnlichkeit mit der englischen Polizei. Die Farbe ihres Anzuges ist dunkelblau; sie hat denselben langen, mit Metallknöpfen bis oben zugeknöpften Rock, aber mit umgelegtem

*) Vergl. „Land und Leute in Amerika". Berlin. Langenscheidt'sche Verlagshandlung.

Kragen, im Gegensatz zur deutschen Uniform, dafür aber Hemdstehkragen mit schwarzer Binde, und einen steifen, runden Filzhut, auf dem sich das Wappen in Metall befindet. In einem Futteral um den Leib geschnallt trägt sie den so gefürchteten kurzen Holzstock aus eisenhartem Holze. Außerdem ist der Konstabler noch mit einem Revolver bewaffnet.

In New-York, Philadelphia und anderen großen Städten der Union sieht man unter den Konstablern viele große, schöne, kräftige Männer. Doch wie in allen Zweigen des öffentlichen Verkehrswesens die Professionspolitiker ihre unbedingte Herrschaft ausüben, so hängt auch die Anstellung im uniformirten Polizeicorps weniger von der Zuverlässigkeit eines Individuums, als vielmehr davon ab, daß er sich vorher durch tüchtige politische Handlangerdienste die Erkenntlichkeit der leitenden Professionspolitiker erworben hat, daß er noch immer, wenn er auch im Dienste der Polizei steht, eine entsprechende Anzahl von Wahlstimmen durch Beeinflussung liefern kann, und stets eine gefügige Kreatur in den Händen der Parteimatadore bleibt.

Die Stellen der Konstabler sind recht anständig dotirt, viel besser, als in den meisten Städten Europa's, was auch nothwendig ist, weil der öffentliche Polizeidienst ein äußerst gefahrvoller und beschwerlicher ist; dazu tritt andererseits, daß unter dem Konstablercorps eine außerordentlich scharfe Disziplin in mancher Richtung gehandhabt wird, die man durch sehr strenge Strafen aufrecht erhält. Schließlich fällt dem Konstabler häufig die keines-

wegs leichte Aufgabe zu, Nachts für die Sicherheit der zahlreichen Geschäftslokale und Magazine zu sorgen, was zwar dadurch einigermaßen erleichtert wird, daß man in den Vereinigten Staaten wegen der großen Unsicherheit, welche in dieser Richtung herrscht, und wegen der vielen Einbrüche, die vorkommen, die Sitte angenommen hat, die Läden und Schaufenster, sowie sämmtliche Bureaux und andere Geschäftsräume die ganze Nacht hindurch erleuchtet zu lassen und blos mit einfachen Glasthüren zu schließen, damit die in den Straßen patrouillirende Polizei beständig in jedes Geschäftslokal hineinblicken und sehen kann, was darin vorgeht. Dieses Auskunftsmittel bildet einen wirksamen Schutz gegen nächtliche Plünderungen. Da die nächtliche Beleuchtung der Geschäftsräume auch mannigfach auf Privatwohnungen übertragen wird, so macht es einen ganz eigenthümlichen Eindruck, wenn man spät des Nachts durch die Straßen amerikanischer Städte wandelt. Man gewinnt dann den Eindruck, als ob diese Städte gar nicht zur Ruhe kommen könnten.

Hinter den Coulissen dieses anscheinend ganz vortrefflichen, vielfach imponirenden und, wenn erforderlich, außerordentlich energisch auftretenden Konstablercorps sieht man aber die herrschende Korruption an allen Ecken und Enden hervorgrinsen. Sehr oft stecken die Polizisten unter einer Decke mit den Einbrechern und leisten ihnen dadurch Vorschub, daß sie zu der bestimmten Stunde des Einbruchs nicht durch die Straße patrouilliren und ihre revidirenden Vorgesetzten auf geschickte Art von dem ungelegenen Besuch dieser Gegend abhalten. Die Kriminal-

prozesse haben in dieser Beziehung die merkwürdigsten Thatsachen zu Tage gefördert.

Infolge dieser Zustände hat daher das besitzende Publikum, besonders die Geschäftswelt, die Gewohnheit, mit den Konstablern, denen der Dienst in der von ihnen bewohnten Straße zugewiesen ist, einen förmlichen Einbruchsschutzkontrakt abzuschließen, d. h. der Konstabler erhält in periodischen Zeiträumen, je nach dem Werthe des zu bewachenden Gutes, eine bestimmte Bezahlung, aber nur dann, wenn nichts gestohlen wurde. Jedenfalls eine recht ansehnliche Erhöhung des an und für sich schon hoch bemessenen Gehaltes der Konstabler.

In sämmtlichen Hotels, Restaurants und Schänken ihres Straßenreviers sind die Konstabler überdies noch freie Gäste, können gratis essen und trinken nach Belieben." —

Leider muß auch von dem Polizisten der französischen Hauptstadt, von Paris, behauptet werden, daß sein alter Ruf stark erschüttert ist, seitdem die politischen Wirren in Frankreich mehr und mehr angewachsen sind. Durch Protektion und Parteirücksichten werden bei der Polizei, sowohl bei der uniformirten als bei der Kriminalpolizei, Individuen angestellt, welche viel eher in die Gefängnisse und Zuchthäuser, als in das Polizeicorps hinein gehörten. Vergebens sträuben sich die höheren Vorgesetzten gegen die Aufnahme dieser Individuen, der Wunsch eines einflußreichen Abgeordneten oder Parteimannes ist eben mächtiger, als die Rücksichtnahme auf die allgemeine Sicherheit.

Der Pariser „gardien de la paix" macht in seinem

blauen, silbergestickten Rock, mit dem Degen an der Seite und dem Schiffhut einen entschieden eleganten Eindruck. Er ist, wie jeder Franzose angeboren höflich, liebenswürdig und aufmerksam. Die gardiens de la paix sind jetzt auf die Zahl von 11,000 Mann gebracht, die in 80 Wachen vertheilt sind, und sollen unbescholtene Männer, meist ehemalige Unteroffiziere sein, welche erst nach einer Probezeit von einem Jahre angestellt werden.

Ihre Aufgabe ist, für die Sicherheit der Stadt zu sorgen und auf den Straßen Ordnung und Ruhe aufrecht zu erhalten. Sie sind überaus höflich und rücksichtsvoll, selbst wenn sie zu Verhaftungen schreiten müssen. Trotzdem sind diese Polizeibeamten auf das Schmählichste verhaßt, und sobald irgend eine Revolution kommt, pflegen die ersten Opfer die gardiens de la paix zu sein. Man erinnert sich gewiß noch, daß bei dem Kommuneaufstand im Jahre 1871 in Paris die ersten Opfer, welche auf kannibalische Weise durch Zerreißen und Ersäufen umgebracht wurden, Polizisten waren, an denen der Pöbel sein Müthchen kühlte. Noch im Jahre 1873 fand man unter einem ungeheuren Steinblock das zerquetschte Gerippe eines Polizisten, der im Jahre 1871 vom Pöbel zu Boden geworfen und festgebunden wurde, worauf die wüthende Volksmenge den schweren Block umkippte und auf den gefesselten, wehrlosen Mann warf.

Damit stets polizeiliche Hilfe zur Hand ist, wohl aber auch im Interesse der öffentlichen Sicherheit bei Ruhestörungen und Aufläufen, sind an den Hauptpunkten Kioske aufgestellt, welche gewissermaßen als Wachtlokale für die

Stadtpolizisten dienen und den Namen Polizeiwachen führen.

Nach dem Muster der Pariser Polizei, welche eine Schöpfung Napoleon's III. ist, die sich während dessen Regierungszeit auch vortrefflich bewährte, sind die Straßenpolizeibeamten in denjenigen Hauptstädten uniformirt und organisirt, welche unter französischem Einflusse stehen oder gestanden haben.

Man findet sie fast in demselben Kostüme, nur mit einem Helm versehen, in Brüssel, man findet sie in Rom und den größeren Städten Italiens, und man könnte eigentlich drei Gruppen von Straßenpolizeisystemen unterscheiden: das englische, das französische und das deutsche.

Das deutsche System wird vor Allem durch den Berliner Schutzmann repräsentirt, nach dessen Muster die Straßenpolizei in ganz Preußen in allen größeren Städten, wie z. B. Breslau, Frankfurt a. M., Hannover u. s. w. eingerichtet ist. Auch Hamburg hat Schutzleute, welche nach Berliner Muster uniformirt und organisirt sind.

Der Berliner Schutzmann rekrutirt sich lediglich aus dem Unteroffiziersstande. Nur Unteroffiziere, Feldwebel und Wachtmeister, welche zwölf Jahre in der Armee gedient haben, können nach bestandener Prüfung zur Probe bei der Berliner Schutzmannschaft angenommen werden.

An der Spitze der Berliner Schutzmannschaft steht ein Polizeioberst, der jetzt aus den aktiven Stabsoffizieren der Armee genommen zu werden pflegt, und welcher ein ebenso umsichtiger als tüchtiger Mann sein muß, der es ver-

steht, seine Einrichtungen so zu treffen, daß bei großen Aufläufen, bei Festlichkeiten u. s. w. Unglücksfälle oder Verkehrsstörungen verhütet werden, während andererseits darauf Rücksicht genommen werden muß, daß das Publikum nicht allzu sehr belästigt und ferngehalten werde, da ja nun einmal ein Fest ohne Volksmassen nicht gut denkbar ist. Der Berliner ist auch verhältnißmäßig gefügig, und bei den großen Anlässen, welche die traurigen Ereignisse des Jahres 1888 brachten, insbesondere bei dem Begräbnisse Kaiser Wilhelm's I., war die Haltung des Publikums eine musterhafte, allerdings aber auch die Leistung der gesammten Polizei eine bewundernswerthe, und das Verhalten der einzelnen Schutzleute ein höchst anerkennenswerthes, weil sie mit unermüdlicher Geduld und Rücksicht gegen das Publikum ihren Dienst versahen.

Die Schutzmänner treten nach einer bestimmten Probezeit in die Schutzmannschaft ein und werden dann im Bureau und auf der Straße abwechselnd verwendet. Ihnen liegt ja nicht allein die Aufrechterhaltung der Ruhe, Ordnung und Sicherheit auf den Straßen ob, sie haben auch in den Revierpolizeibureaux der verschiedenen Polizeihauptmannschaften den Bureaudienst zu versehen, und ihre Aufgabe ist eine ebenso vielseitige als anstrengende.

Nach längerer Dienstzeit kann der Schutzmann zum Wachtmeister vorrücken, er hat dann Dienstvergünstigungen und eine Gehaltserhöhung, wird auch Vorgesetzter der Schutzmänner.

Die Polizeilieutenants, welche zur Schutzmannschaft gehören und welche zum Theil als Revierpolizeivorsteher

dienen, sind zumeist aus dem stehenden Heere entnommen, zum Mindesten gehören sie demselben als Reserve- oder Landwehroffiziere an.

Die Einrichtung der Berliner Schutzmannschaft ist also eine durchaus militärische. Genau so eingerichtet ist die Schutzmannschaft von Wien, bei welcher die einzelnen Leute den Namen „Sicherheitswachtmann" führen. Dagegen hat Petersburg, wie überhaupt alle großen russischen Städte, keine besondere Straßenpolizei. Die Gendarmerie verrichtet dort auch den Dienst auf der Straße, und eine eigenartige Polizei bilden die unter der Aufsicht der Polizeidirektion stehenden „Dworniks", die Hausmeister, welche verantwortlich für die Ruhe und Sicherheit in ihren Häusern sind.

Chinesische Romane.

Litterarische Skizze

von

Eugen Schmitt.

(Nachdruck verboten.)

Trotzdem wir schon seit Jahrhunderten mit China in Handelsverbindungen stehen, herrschen noch heute in den weitesten Kreisen höchst sonderbare Begriffe über die Chinesen. Dieses große Kulturvolk, welches allerdings hinter der europäischen Kultur, wenigstens der materiellen, zurückgeblieben ist, war zu der Zeit, in welcher die Europäer es zuerst näher kennen lernten, in politischer, gesellschaftlicher Bildung, sowie in seinen industriellen und öffentlichen Einrichtungen auf einer viel höheren Stufe als die europäischen Nationen. Nur verstand man es damals noch nicht, die Chinesen und ihre Einrichtungen zu würdigen.

Es war auch bei der Abgeschlossenheit des Reiches China sehr schwer, sich glaubwürdige Nachrichten über die Zustände im Innern zu verschaffen. Nur wenige Häfen waren den Europäern geöffnet, und selbst in diesen Häfen durften sie gewisse Stadtviertel, die ihnen angewiesen waren, nicht überschreiten. Kapitäne und Kaufleute, die

nach jenen Freiplätzen kamen, mußten sich dort eine außerordentlich demüthigende und verletzende Behandlung gefallen lassen; sie kamen nur mit den untersten Klassen der Bevölkerung, mit Sackträgern, Hafenarbeitern und höchstens mit Polizeibeamten in Berührung.

Wir brauchen uns also nicht zu wundern, wenn die Europäer selbst im vorigen Jahrhundert noch gar keine Gelegenheit hatten, China in Wirklichkeit kennen zu lernen, und daher bis in die neueste Zeit unglaublich viel Unsinn über China geschrieben worden ist, so daß noch heute im großen Publikum über China, seine Einrichtungen und Bewohner u. s. w., sehr thörichte Meinungen herrschen. Welcher Art die Chinesen sind, wie ihre Kultur und Bildung beschaffen, das hat man in Europa erst erfahren, als man sich mit der Literatur des chinesischen Volkes zu beschäftigen begann.

Von den literarischen Erscheinungen eines Volkes sind kulturgeschichtlich die interessantesten die Romane. In den Romanen spiegelt sich das ganze Leben einer bestimmten Zeitperiode ab, aus den Romanen, selbstverständlich nur denen, welche nach dem Leben geschildert sind, erfahren wir viel mehr über die Gebräuche und Sitten, über das Denken, Fühlen und Trachten eines Volkes, als aus allen Reisebeschreibungen, welche ja zumeist nur auf persönlichen Ansichten und auf einseitigen Erfahrungen beruhen.

Wenn aber ein Roman geeignet ist, uns tiefere Einblicke in das Leben eines Volkes zu gewähren, und uns Achtung vor dem Volke einzuflößen, so ist es der chine-

sische Roman, welcher schon vor Jahrhunderten auf einer Stufe stand, die wahrhaft bewundernswerth ist.

Jedes Volk drückt die Eigenthümlichkeiten seines Charakters in seinen Romanen aus. Das eine Volk schwärmt für Abenteuer, das andere für interessante Verwickelungen, ein drittes für Liebesintriguen, ein anderes wieder für Schlachten- und Kriegsgemälde auch in den Romanen. Bei den Chinesen finden wir eine überraschende Vorliebe für das Familienleben, eine große Werthschätzung der Ehe und besondere Hochachtung — nicht vor der Geburt oder Reichthum — sondern vor der persönlichen Bildung und den wissenschaftlichen Verdiensten eines Mannes.

Bekanntlich gibt es in China eine Art Beamtenadel, und Jeder, welcher Lust und Liebe zum Studium hat, kann die höchsten Stellen im Staate erreichen. Er muß sich nur bestimmten Prüfungen unterziehen, welche alljährlich in den verschiedenen Distrikten, Kreisen, Provinzen oder in der Hauptstadt des Landes selbst abgehalten werden. Je nach dem Ausfall dieser Prüfungen ist ihm dann sein Fortkommen gesichert. Wer das letzte Staatsexamen in Peking bestanden hat, welches ungefähr unserem Doktorexamen entspricht, der kann sich in Wirklichkeit für einen gemachten Mann halten, denn nun stehen ihm die höchsten Ehrenstellen des Staates offen, und Ehrenbezeugungen und Geld fließen ihm mit allen Glücksgütern, mit der Achtung seiner Mitmenschen gemeinsam von selbst zu.

So dreht sich denn auch in den Romanen sehr viel um diese Art der Promovirung zum Doktor, und als höchste Eigenschaft eines Helden oder einer Heldin gilt,

daß sie geschickt und rasch Verse machen kann, denn die Dichtkunst ist die hervorragendste aller Wissenschaften in China.

Das Dichten in chinesischer Sprache ist aber nicht leicht, was mit der Eigenart dieser Sprache zusammenhängt. Nicht nur die Silben in einem und demselben Wort, sondern auch die Buchstaben, sogar ganz kleine Veränderungen an denselben, ändern nicht allein die Bedeutung des betreffenden Wortes, sondern sofort den Sinn des ganzen Satzes, und die große Geschicklichkeit in der chinesischen Dichtkunst besteht darin, durch geschickte Anbringung solcher Aenderungen, welche nach bestimmten Gesetzen, vor Allem nach bestimmten Reimen erfolgen müssen, Effekte zu Stande zu bringen, welche für den Eingeweihten überraschend sind, weil er weiß, welche Schwierigkeiten zu überwinden waren.

Diese chinesischen Gedichte lassen sich fast gar nicht übersetzen. Selbst diejenigen Europäer, welche Chinesisch gelernt haben, besitzen kein Mittel, um uns die Schönheit und die Kunst dieser Verse mitzutheilen. Für solche Zwecke sind sämmtliche europäischen Sprachen in der That viel zu arm an Ausdrücken, an Bildern, an Redewendungen, an kurzen prägnanten Bezeichnungen, wie sie den Chinesen in einer fast unerschöpflichen Fülle zur Verfügung stehen.

Die ersten Veröffentlichungen von chinesischen Romanen in europäischen Uebersetzungen, besonders die des großen französischen Orientalisten Rémusat, welche im Anfang der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts erschienen, haben

viel Aufsehen erregt, aber leider sind diese kostbaren Rémusat'schen Uebersetzungen wieder in Vergessenheit gerathen. Es dürfte daher jetzt an der Zeit sein, sich einmal wieder mit ihnen zu beschäftigen, da man gerade aus diesen Romanen so unendlich viel von dem Geistes- und Gefühlsleben der Chinesen erfahren kann. Gerade Deutschland steht in ziemlich engen Beziehungen zu China. Der deutsche Einfluß in China ist im letzten Jahrzehnt auf Kosten des französischen und englischen sehr gestiegen, chinesische Offiziere dienen in der deutschen Armee, chinesische Studenten besuchen deutsche Universitäten, China läßt Kriegsschiffe in Deutschland bauen, Waffen anfertigen und zieht fortwährend als höhere Beamte, als Universitätsprofessoren, als Instruktoren für die chinesische Armee und Marine, deutsche Militärs, Beamte und Gelehrte hinüber.

Es dürfte den deutschen Leser daher interessiren, wie sich denn der chinesische Freund in seinen eigenen Romanen darstellt. Um dies zu erfahren, wählen wir einen von Professor Rémusat in das Französische übersetzten Roman, der in China selbst zu den beliebtesten Werken dieser Art gehört.

Dieser Roman heißt: „Ju Kiao-Li oder die beiden Basen", und sein Inhalt ist in Kürze folgender:

Ein hoher Beamter, Namens Pe, ist Wittwer und besitzt eine einzige Tochter, welche den Namen Hung-ju führt. Dieser Name bedeutet „Rother Jaspis", und hat ungefähr die Bedeutung, wie im Deutschen „Goldelse" oder „Goldkind". Er bezeichnet das Idealste, Herrlichste, was es geben kann, und als eine Idealgestalt muß sich

der Dichter diese Hauptfigur seines Romans auch gedacht haben, denn er beschreibt ihr Aeußeres, wie folgt:

„Die Natur hatte dieses Kind mit außerordentlicher Schönheit begabt. Seine Augenbrauen waren gleich dem Blatt der Frühlingsweide, seine Augen glichen dem Krystall der Brunnen im Herbst. Aber noch ein schöneres Theil ward ihr an den Eigenschaften des Herzens, an den Gaben des Geistes. Schon im Alter von neun Jahren verstand sie die Arbeit mit der Nadel und alle Geschäfte ihres Geschlechtes vortrefflich, und in allen übertraf sie andere Kinder desselben Alters. Sie war erst elf Jahre alt, als ihr der Tod ihre Mutter entriß. Von nun an machte sie es sich zur Gewohnheit, jeden Tag zu ihrem Vater zu gehen, um Bücher zu studiren und die Buchstaben lesen zu lernen. Es war, als wäre sie aus der reinsten Luft der Berge und Ströme gebildet; denn man hätte ihres Gleichen nicht wieder gefunden, weder in den Himmelswelten noch auf der Erde. Da sie nicht weniger Verstand und Scharfsinn besaß, als Schönheit, so hatte sie kaum das Alter von vierzehn oder fünfzehn Jahren erreicht, als sie schon die Bücher von Grund aus kannte und sogar im Stande war, welche zu verfassen. Das junge Mädchen hätte unter den ersten Gelehrten des Landes seinen Platz gefunden.

Die einzigen Vergnügungen Pe's, ihres Vaters, waren der Wein und die Dichtkunst. Jeden Tag vergnügte er sich im Versemachen. Hung-ju lernte also die Versekunst, und es währte nicht lange, so zeichnete sie sich darin aus. Wenn ihr Vater bei Laune war und, zu Hause bleibend,

ein Stück in Versen aufgesetzt hatte, so rief er die Tochter und gab ihr ein anderes auf dieselben Reime zu setzen auf. Er lehrte sie dann die Fehler verbessern; die ihr entschlüpft, und ihren dichterischen Versuchen die Vollendung zu ertheilen, deren sie fähig waren."

Bei Pe nun ist eines Tages eine kleine Gesellschaft von höheren Beamten zusammen, und nachdem die Herren genügend mit einander geschwatzt haben, werden die vier heiligen Dinge ausgetheilt, d. h. Jeder von ihnen erhält ein Stück Tusche, einen Reibstein, einen Pinsel und ein Stück Papier, die Werkzeuge zum Schreiben, denn die Chinesen malen bekanntlich ihre Buchstaben mit Tusche, und zwar beginnen sie rechts oben in der Ecke und schreiben die Buchstaben nach unten zu untereinander, so daß ihre Zeilen nicht von rechts nach links oder von links nach rechts, sondern von oben nach unten gehen.

Die Herren trinken Wein, und zwar, wie in China üblich, aus ganz kleinen Tassen, von denen jede kaum einen Eßlöffel faßt. Es wird nun ausgemacht, daß Derjenige, welcher nicht innerhalb einer bestimmten Zeit ein Gedicht mit gegebenen Reimen fertig hat, zur Strafe Wein trinken müsse, und zwar nicht aus einer kleinen Tasse, sondern aus einer großen, welche zehn kleine Tassen faßt.

Der alte Pe hat schon etwas stark gezecht und schläft während des Dichtens ein. Seine Tochter weiß sich durch einen Diener die aufgegebenen Reime zu verschaffen und steckt ihrem Vater das von ihr verfertigte Gedicht zu, welches bei den anderen Gelehrten und Beamten großes Aufsehen macht.

Gu, der anwesende Schwager des Pe, verräth, daß Hung-ju eine so vortreffliche Dichterin sei, und der mit anwesende Generalinspektor Yang kommt auf die Idee, für seinen Sohn um das Mädchen anzuhalten.

Es ist dringend nothwendig, hier zu erklären, in welcher Weise Heirathen in China geschehen. Weder die Braut, noch der Bräutigam sehen sich vor der Verheirathung. Die Werbung und Auswahl geschieht nur von Seiten der Eltern, Vormünder oder nahestehender Verwandten. Hat Jemand eine Tochter zu verheirathen, und er findet einen jungen Mann, der ihm gefällt, der in den Staatsprüfungen Erfolg gehabt hat und verspricht, einmal ein tüchtiger Gelehrter oder Beamter zu werden, so schickt er zu diesem entweder eine gewerbsmäßige Heirathsvermittlerin oder einen guten gemeinsamen Freund und läßt ihm einen Antrag machen. Umgekehrt, hat Jemand einen Sohn, den er verheirathen will, so sucht er zu erfahren, wo ein sittsames und kluges Mädchen wohnt, das sowohl mit der Hauswirthschaft als auch mit den Wissenschaften Bescheid weiß, dann schickt er zu deren Vater einen Unterhändler, um durch diesen um die Hand der Tochter anzuhalten.

Dies thut nun auch Yang, indem er einen gemeinsamen Freund, einen hohen Finanzbeamten, Sse, mit einem Heirathsantrag zu Pe schickt. Yang's Sohn ist aber ein Dummkopf, der mit Mühe und Noth das erste Examen bestanden hat, und Pe weist entschieden die Ehre ab, ihn zu seinem Schwiegersohn zu machen.

Darüber ergrimmt, beschließt der alte Yang, sich an

Pe zu rächen. Der große Rath, zu dem auch Yang gehört, tritt zusammen, um einen besonders tüchtigen Beamten zu wählen, der zum Zweck der Friedensunterhandlung nach der Tatarei gehen soll. Dieser Auftrag ist sehr gefährlich, weil die Tataren mit den Gesandten wenig Federlesen machen. Auch die Reise nach der Tatarei ist höchst beschwerlich.

Aus Bosheit tritt nun Yang im großen Rathe auf und sagt, niemand Anderes wäre würdiger, dieses hohe Amt zu bekleiden, als Pe. Er dringt auch mit dem Rathe durch, und Pe wird die gefährliche Ehre zu Theil, als Führer der Gesandtschaft nach der Tatarei zu gehen.

Er muß innerhalb fünf Tagen abreisen. Er bangt um seine Tochter und übergibt sie, damit sie nicht in die Hände Yang's falle, seinem Schwager Gu, welcher ebenfalls den Zorn des mächtigen Beamten fürchtet und mit Hung-ju und seiner eigenen Tochter sofort in eine entfernte Provinz abreist.

Pe hat seinen Schwager Gu gebeten, seine Tochter zu verheirathen, wenn er einen Mann für sie fände, der ihm gefiele, und Gu macht sich nun auf die Suche nach einem passenden Mann für Hung-ju. Durch einen Zufall findet er an die Wand eines Tempels ein Gedicht geschrieben, das ihn begeistert. Er lernt unmittelbar darauf auch den Dichter des Werkes kennen, einen Studenten, Namens Sse-Yeu-pe, und in ihm lernen wir den Helden des Romans kennen. Sse-Yeu-pe hat das erste Examen bestanden, ist für das zweite bereits angemeldet und verspricht eine Leuchte der Wissenschaft zu werden.

Diese Eigenschaften des Helden genügen vollständig, um ihn zu einem höchst begehrenswerthen Schwiegersohn zu machen, trotzdem er arm ist und aus einer keineswegs berühmten Familie stammt.

Gu schickt deshalb eine Heirathsvermittlerin zu Sse-Yeu-pe und läßt ihm Hung-ju zur Frau anbieten. Der Held ist aber Idealist. Er will nur eine Frau heirathen, die ihm wirklich gefällt, und er will daher seine Braut vorher sehen. Dies aber ist nach den chinesischen Sittengesetzen nicht statthaft, und er besticht daher die Heirathsvermittlerin, die ihm räth, sich hinter der Gartenmauer des Hauses zu verstecken, wo Gu wohnte. Wenn er dann Acht gäbe, so würde er um eine gewisse Stunde seine Zukünftige aus einem Fenster des Pavillons herausschauen sehen.

Der Held legt sich auf die Lauer; seine Neugier wird aber bestraft. Er sieht eine andere Dame, die keineswegs hübsch ist und vor Allem ein sehr geistloses Gesicht hat. Er glaubt, dies sei die für ihn bestimmte Braut und gibt eine abschlägige Antwort. Aus Zorn darüber setzt es Gu bei seiner Bekanntschaft mit den Beamten der Provinz durch, daß Sse, welcher als Erster auf der Liste der durchgekommenen Kandidaten der Staatsprüfung steht, als durchgefallen bezeichnet wird, worauf er seinen Abschied aus dem Staatsdienst nehmen muß.

Unterdeß ist Pe von seiner schwierigen Mission nach der Tatarei zurückgekehrt und holt die Tochter ab. Er kehrt aber nicht mit ihr nach Peking zurück, sondern geht nach Kin-chi, einem idyllisch gelegenen Dorfe, um

dort dem Wein und der Dichtkunst eine Zeit lang zu leben.

Dort kommt auch der Held hin, erfährt von der Schönheit und von dem Geistesreichthum der Heldin und verliebt sich, ohne sie gesehen zu haben, in sie, ohne zu ahnen, daß das die Braut sei, die er aus Mißverständniß zurückgewiesen hat. Auch die Heldin bekommt eine Anzahl von Gedichten des Helden zu Gesicht und verliebt sich sterblich in ihn.

Von jetzt ab wendet der Verfasser des Romans seine ganze Geschicklichkeit auf, um immer wieder die beiden Liebenden fast zusammen zu bringen und sie doch wieder aus einander zu reißen, bis er ihre Vereinigung unter höchst eigenthümlichen Umständen am Schluß des Romans gestattet.

Ganz merkwürdige Verwechselungen spielen in dem Roman eine große Rolle, und von Wichtigkeit für die Intrigue sind insbesondere die Namensveränderungen in China. Wir erfahren zu unserem Erstaunen, daß es noch heutzutage in China, wo dreihundert Millionen Menschen leben, nur viertausend Familiennamen gibt, und daß demnach mehr als ungefähr siebenhundertfünfzigtausend Menschen immer denselben Familiennamen führen. Diese gleichnamigen Menschen sind mit einander keineswegs verwandt, dennoch ist es ihnen verboten, einander zu heirathen, und die Unterschiede, die sie bei diesen Sammelnamen anwenden, um sich anderweitig zu unterscheiden, bestehen in Beinamen und Zusätzen, welche aber auch wieder Zweideutigkeiten zulassen.

So stammt z. B. der Held aus der Familie Sse. Er nennt sich Yeu-pe und wird zufällig mit einem Verwandten bekannt, der Yeu-te heißt. Dieser schleicht sich in das Haus des Pe ein und wirbt um dessen Tochter. Aber ihm geht es, wie allen denjenigen Nebenbuhlern des Helden, welche durch den in China so ausgeprägten Betrug, durch Hinterlist, durch Bestechung und selbst dadurch um die Hand des schönen Fräulein Pe zu werben suchen, daß sie dem genialen Helden seine Gedichte stehlen und sie für die ihrigen ausgeben. Immer wieder gelingt es der Heldin, die Betrüger zu entlarven, welche oftmals so raffinirt sind, sogar ihren klugen alten Papa hinter's Licht zu führen.

Sse-Yeu-pe hat, veranlaßt durch mancherlei Verhältnisse, auch mehrmals seinen Namen verändert (die Leser können sich also wohl denken, welche Verwirrungen und Verwechselungen allein dadurch entstehen müssen). Er hat auf einer Reise, auf der es ihm sehr schlecht geht, da er von Straßenräubern angehalten wird und seine ganze Habe verliert, die Bekanntschaft eines jungen Mannes, Namens Lo-Mengli, gemacht, der ihm in wahrhaft herzerfreuender Weise als Freund mit Geld, Kleidungsstücken und Pferden aushilft, ihm hundert Freundschaftsdienste erweist, und mit dem er auch den nach religiösen und rechtlichen Begriffen in China unlöslichen Schwur der ewigen Freundschaft wechselt.

Dieser Lo-Mengli bietet sogar seinem neuen Freunde seine einzige Schwester zur Frau an, und Sse geht dieses Verlöbniß ein, da durch einen Intriganten ihm mitgetheilt

wird, daß Fräulein Pe gestorben sei. Der Intrigant hat dieses Gerücht aber nur ausgesprengt, um zu verhindern, daß Sse-Yeu-pe sich weiter um Fräulein Pe bewerbe. Der Intrigant handelt dabei wieder im Auftrage eines hohen Beamten, da so und so viele hochgestellte Leute sich den Helden zum Schwiegersohn wünschen und ihm zürnen, weil er alle Anträge, die ihm gemacht werden, abweist.

Am Schluß des Romans wird die Verwirrung immer größer, da unterdeß Pe sich von den Staatsgeschäften zurückgezogen hat und wieder einmal einen anderen Namen führt. Die Verwirrung und die Mißverständnisse steigern sich so weit, daß am Schluß der unglückliche Held nicht weniger als sechs Bräute auf einmal hat.

Die Lösung erfolgt in höchst origineller Weise: Sse-Yeu-pe, der Held, hat nämlich in Wirklichkeit nicht sechs, sondern nur zwei Bräute, alles Andere beruht auf Verwechselung seines und seines Schwiegervaters Namen, und vor Allem stellt sich heraus, daß Lo-Mengli, der freundliche Helfer, ein verkleidetes Mädchen, ein Fräulein Lo ist, welche ebenfalls ein Auge auf den geistvollen Dichter geworfen hat und sich von ihm ewige Freundschaft schwören ließ, um ihn sich als Mann zu sichern. Dieses Fräulein Lo ist aber die Nichte und Adoptivtochter des alten Pe, mithin also die Base und Halbschwester des Fräulein Pe, und hier wäre nun nach europäischen Begriffen der Roman zu einem Punkte gelangt, wo es dem Verfasser sehr schwer werden müßte, eine Lösung zu finden, wenn er nicht zu einem Unglücksfall oder Selbstmord greifen will.

Der Held ist verlobt mit Fräulein Pe und mit Fräu-

lein Lo, ja noch mehr, er liebt Beide, und Beide wollen ihn heirathen. Was thut nun der Held?

Das Einfachste, was es für ihn als Chinesen gibt: er heirathet alle Beide, da ihm das chinesische Gesetz gestattet, zwei Mädchen aus demselben Hause gleichzeitig zu heirathen. Der alte Pe ist ebenso wie die beiden jungen Damen damit einverstanden, in dem Helden gleichzeitig einen Neffen und Schwiegersohn zu erhalten, und mit wahrhaft poetischer Schönheit ist die Scene geschildert, in welcher die beiden jungen Mädchen sich gegenseitig ihre Liebe zu dem Helden und gemeinsamen Geliebten gestehen und dann sich zuschwören, ihn nur zu heirathen, wenn er sie Beide nimmt. Dies geschieht am Schluß, und der Roman kommt damit zu einem befriedigenden und vortrefflichen Ende.

Der Roman, dessen Inhalt ich hier kurz wiedergegeben habe, gehört der Gattung der bürgerlichen Romane an. Daneben steht in China noch der Märchenroman, bei dem die Ereignisse und Schicksale der Helden von Göttern, Dämonen, Feen 2c. geleitet werden, und der historische Roman in Blüthe.

Der Liebling der Jäger.

Ein Frühlingsbild.

Von

J. Heimwahl.

(Nachdruck verboten.)

Schon hat der Vorfrühling den Kampf mit dem Winter aufgenommen, und der grämliche Geselle trifft bereits Anstalten, in den höheren Bergregionen für längere Dauer seinen künftigen Aufenthalt zu nehmen — allenthalben zeigen sich die Boten des jungen Jahres. Sie begrüßt mit Freuden nicht allein der Freund der Natur, dem nun eine Reihe der erhebendsten, edelsten Genüsse sich eröffnet; auch der Waidmann späht nicht minder eifrig nach den Spuren des erwachenden Lebens, im Frühling erwartet auch er mit gleicher Sehnsucht die Stimme des heimgekehrten Hausrothschwanzes, der am dämmerigen Abend vom Giebel seine wenig ansprechende, abgebrochene Strophe zwitschert; eifrig späht er aus, ob vielleicht an den kahlen Buchenstämmen, oder an der Wallhecke noch nicht die ersten glänzendgrünen Blättchen des Scharbockskrautes aus dem braungrauen Boden hervorlugen, denn sie bringen frohe Kunde.

Seltsames und seltenes Wild beginnt dann sich ein=

zustellen, sonderbar gestaltete Vögel kehren als erste Wanderer aus ihrer südlichen Winterherberge zurück in ihre nördliche Heimath und halten auf ihrem Durchzuge Rast in unseren Wäldern. Dort lagern sie über Tage in sumpfigen Dickichten, wo feuchter, weicher Waldboden ihnen Nahrung bietet; sie laben und stärken sich, um mit einbrechender Dunkelheit die Reise fortsetzen zu können: der Vorfrühling bringt dem Waidmann — den Schnepfenstrich.

Und ein köstlicheres Vergnügen kennt er kaum, als den Anstand auf die streichenden Waldschnepfen; der wahre Jünger Nimrod's übt nur allein diese Art der Jagd während der Dauer ihres Zuges; Dohnen und Schlingen sind ihm fremd.

Die einbrechende Dämmerung findet ihn auf seinem Posten an wohlgewählter Stelle im Walde, lautlos verharrend, die Doppelflinte in der Hand, zum Schusse bereit, den Hund zur Seite. Noch schlägt fern im Unterholze die Märzdrossel mit vollen, metallreichen Klängen; der winzige Zaunkönig huscht mit lautem, schrillem Gezirpe durch das niedere Gesträuch, und krächzend streicht ein aufgescheuchter Häher dem Waldausgange zu. Allmählig aber verstummen die Stimmen, und tiefe Stille lagert nun über dem dämmergrauen Forste.

Nicht lange währt es, da wird sie unterbrochen, eine Reihe leise zischender Töne läßt sich vernehmen, denen eigenthümlich quakende Laute folgen; über den Baumkronen erscheint ein dunkler Federball, wie eine große Waldohreule. Der Jäger hebt das Gewehr an die Wange

doch die Entfernung ist zu groß für den Schuß; er setzt ab und harrt wieder geduldig des Weiteren. „Ssp, ßp, ßp“ erschallt es von Neuem, näher, schärfer als das erste Mal. Zwei dickköpfige Vögel streichen dicht hinter einander über das Unterholz, nur wenige Fuß über demselben: Schnepfen sind's! — Ein Blitz, ein Knall! und die eine stürzt getroffen in das Gebüsch, aus dem der Hund sie herausholt. — Noch öfter knallt es, ist das Glück dem Jäger günstig. Wenn völlige Dunkelheit eingetreten ist, wandert er heimwärts mit der Beute, um am folgenden Tage wieder seinen Posten zu beziehen.

Der Schnepfenstrich beginnt gewöhnlich zu Anfang des März, wenn der Winter noch nicht völlig geschwunden ist, und dauert bis April oder noch länger. Ganz genau läßt sich jedoch die Zeit dieser Wanderung nicht bestimmen, denn es gibt kaum noch ein Wild, welches es so versteht, jedes Jahr auch dem alten, erfahrenen Jäger neue Räthsel aufzugeben, wie die Schnepfe. Die übrigen Zugvögel schlagen mit wenigen Ausnahmen in jedem Jahre die gleiche, ganz bestimmte Straße ein, die Schnepfe aber nicht, und darum kommt es häufig vor, daß in ganz geeigneten, waldreichen Gegenden in einem Jahre kein einziger Vogel zu sehen ist, wo im vergangenen Jahre ganze Schaaren sich niederließen. Auch die Zeit halten sie nicht immer inne. Je nach der im Norden vorherrschenden Witterung treffen sie früher oder später bei uns ein, und der gleiche Umstand veranlaßt sie, kürzere oder längere Zeit an einem Orte, der ihren Anforderungen entspricht, zu verbleiben.

Sämmtliche Vögel, und so auch die Schnepfen, besitzen ja bekanntlich ein feines Vorgefühl für Witterungsveränderungen. Ihre Knochen sind zum großen Theil hohl und werden beim Athmen mit atmosphärischer Luft gefüllt, und ebenso sammelt sich diese im Innern des Körpers in besonderen Luftsäcken an, welche dem Vogel die zum Fliegen erforderliche Leichtigkeit verleihen. Auf diese Weise stehen sie in inniger, fortdauernder Verbindung mit der äußeren Luft, und jede Veränderung des Wasserdampfgehaltes, beziehungsweise der Spannung und des Druckes derselben, muß sich ihnen besonders fühlbar machen und veranlaßt sie zu Aeußerungen und Eigenthümlichkeiten, aus welchen der Kundige mit Bestimmtheit auf kommende Witterungsveränderungen schließen kann; denn diese sind alsdann in ihren Grundursachen schon vorhanden, wenngleich wir sie mit unseren gröberen Sinnen nicht unmittelbar wahrnehmen.

Die Vögel leisten dasselbe, wie ein sehr empfindliches Barometer. Auch die Schnepfen sind ausgezeichnete Wetterpropheten, und die Voraussicht ungünstiger Witterung, namentlich bevorstehender Schneefall, hält sie oft ungewöhnlich lange an einem Orte zurück.

Sie reisen am liebsten mit mäßigem Gegenwind, weil der in ihrer Flugrichtung wehende Windzug ihr Gefieder in Unordnung bringt und so den Flug hindert. In dunklen, stürmischen Nächten stellen sie die Wanderung völlig ein.

Wenn der Winter recht strenge war und doch rechtzeitig Thauwetter eintritt, dann geht der Frühlingszug



am regelmäßigsten von statten. Dann behält auch der alte Jägerspruch Recht:

> Reminiscere — nach Schnepfen suchen geh,
> Oculi — da kommen sie,
> Lätare — das ist das Wahre,
> Judica — sind sie auch noch da,
> Palmarum — trallarum."

Das Reiseziel der Schnepfen ist der Norden; bei uns brüten nur wenige dieser Vögel. Im Norden schlagen sie in den dichten Nadelwäldern, wo der Boden feucht ist, ihren Nistplatz auf.

Bereits während des Zuges wählt das Männchen sich eine Gefährtin aus und ist durch kühne Flugkünste nach Kräften bemüht, seiner Schönen zu gefallen und sich und seine Vorzüge in das günstigste Licht zu stellen. Wie es nicht anders sein kann, bleiben ihm unangenehme Eifersuchtsscenen auch nicht erspart, und höchst erbitterte, wenngleich wenig gefährliche Zweikämpfe sind die Folge. Bei diesen Kämpfen tummeln sich die Nebenbuhler durch die Luft und suchen einander mit dem langen Schnabel zu stechen. Oft fassen sie sich wirklich und kollern dann in wirrem Knäuel nach Art der kämpfenden Spatzen und Finken auf den Boden herab, wo die Rauferei fortgesetzt wird, bis einer, als besiegt, dem anderen das Feld räumt. Der glückliche Sieger naht alsdann dem Weibchen, und dieses schenkt ihm seine Liebe.

Jetzt gilt es, ein geeignetes Plätzchen für den künftigen Familienherd ausfindig zu machen. Zwischen grünem Waldmoos, Farnen und Gräsern, grauen Stachelflechten

und braunem Haidekraut suchen sie ein Versteck; eine schon vorhandene flache Höhlung an einem morschen Kiefern- oder Buchenstumpfe wird weislich benutzt. Bietet sich keine solche dar, so scharren sie selber eine neue. Das Weibchen kleidet die Niststelle kunstlos aus mit dürrer Spreu und trockenem Moos und legt vier große, bauchige Eier hinein. Die Schale dieser Eier ist glatt, ihre Farbe und Zeichnung sehr verschiedenartig. Das Weibchen brütet achtzehn Tage hindurch mit größter Liebe und Sorgfalt. Vom Neste weicht es nicht, auch nicht beim Nahen des Menschen. Erst wenn dieser dicht neben ihm steht, fährt es auf, um gleich darauf von der anderen Seite zurückzukehren.

Während der ganzen Dauer der Brutzeit kümmert das Männchen sich wenig um seine Gattin; erst wenn die Jungen ausgeschlüpft sind und sich anschicken, das Nest zu verlassen, scheint die alte Liebe und das Bewußtsein der Vaterpflicht wieder zu erwachen. Dann übernimmt es treue Hut über seine Familie und leitet sie sicher durch tückisch lauernde Gefahren. Denn zahlreiche und grimmig wüthende Feinde sind es, welche die Waldschnepfe und ihre Brut bedrohen. Meister Reineke verzehrt gar zu gern ein junges Schnepflein und weiß es mit seiner feinen Spürnase wohl zu finden, trotzdem das Thierchen, durch den ängstlichen Ruf der Eltern gewarnt, sich auf dem Waldboden unter Moos und Gras so gut versteckt, daß selbst das geübte Auge des Jägers nicht vermag, es zu entdecken. Zur Nachtzeit schleicht der Baummarder daher und überfällt Alte und Junge; die Wildkatze spürt ihnen

nach; Habicht, Falken und Sperber befehden als echte Raubritter das harm- und wehrlose Völklein; sogar die Elster und der graubunte Häher zerstören die Eier und rauben die ganz junge Brut.

Da heißt es auf der Hut sein, mit wachsamem Auge die Gefahr erkennen und überschauen und Mittel und Wege entdecken, den Verfolgern zu entgehen. Auf den ersten Blick mag wohl die Schnepfe als ein dummer, jeder höheren geistigen Regung unfähiger Vogel erscheinen, in der Gefahr jedoch erweist sie sich nicht allein als scharfsinnig, sondern sogar mit unerwartet großer List begabt; die Noth und die Elternliebe scheint sie erfinderisch zu machen. Sowie die Alten Verdächtiges bemerken, suchen sie die Aufmerksamkeit des Verfolgers von den Jungen ab und auf sich zu lenken. Aengstlich schreiend flattern sie mit lautem: „Dack! Dack!" über den Boden dahin; stellen sich an, als wären sie verwundet, wanken und schwanken und verstehen es durch diese Manöver ausgezeichnet, den noch nicht genugsam erfahrenen Feind zu täuschen. Wenn dieser dann sich der vermeintlich kranken Schnepfe nähert, huscht der Vogel ihm plötzlich unter den Händen davon, steigt auf über die Büsche und läßt sich in der Nähe wieder in das Unterholz fallen, um auf Umwegen zu seinen Jungen zurückzukehren.

Der Jäger hat oft genug Gelegenheit, ihre List und Verstellungskunst zu beobachten. Die Schnepfe scheint es recht gut zu wissen, welchen Schutz ihr das bodenfarbige Kleid und die rindenähnlichen Streifen ihres Gefieders verleihen; und diesem vertrauend drückt sie sich bei An-

näherung der Gefahr fest auf den Boden. In dieser Stellung verharrt sie regungslos, und es gehört ein sehr scharfes und wohlgeübtes Auge dazu, sie von dem Grunde zu unterscheiden; denn sie gleicht in solcher Lage auf das Täuschendste einem Stück zu Boden gefallener Borke, halbmorschen grauen Baumwurzeln oder einer mit Dürrlaub und schwärzlichem Zweigholz bedeckten Bodenstelle. Nur die großen braunen Augen, die starr auf ihren Feind gerichtet sind und jede seiner Bewegungen überwachen, werden an ihr zum Verräther. Glaubt sie sich nicht mehr sicher, so steigt sie urplötzlich auf und fährt an der entgegengesetzten Seite zum Gebüsche heraus, so daß immer die Bäume zwischen ihr und dem Jäger sind.

Weiß sie sich verfolgt, so schießt sie in weitem Bogen in das Gesträuch, fällt jedoch dort nicht nieder, sondern streicht noch weit in dem Dickicht fort, bis sie sich endlich, wo Niemand es vermuthet, niederläßt. In Größe und Färbung ähnelt unsere Waldschnepfe am meisten dem Rebhuhn, unterscheidet sich jedoch sehr auffällig von ihm durch den langen Schnabel und die schönen, braunen, ungewöhnlich weit nach hinten stehenden Augen. Ihr Gefieder ist rostfarben, graubraun und schwarz gefleckt, die Kehle weißlich, der Unterkörper graugelblich und braun gewellt, Kopf und Nacken mit vier braunen und vier rostgelben Querstrichen gezeichnet. Die Flügel sind kurz, aber breit; vor der ersten großen Schwungfeder steht noch ein kleines, schmales Federchen, welches von Miniaturmalern als Pinselchen zur Ausführung der feinsten Haarstriche benutzt wird. Die Füße sind niedrig und stämmig und

bis zur Ferse befiedert, der Schnabel weich, biegsam und an der Spitze mit einer weichen Haut überkleidet.

Der Schnepfe ständiger Aufenthalt ist der Wald. Tags über wagt sie sich höchst selten in's Freie, nur in der Dämmerung fliegt sie in feuchte Büsche und Brüche, auf Waldwiesen und breite, mit Moderlaub überstreute Wege, um Nahrung zu suchen. Ihr Flug scheint ein wenig schwerfällig, er geschieht ruckweise und ist oft von einem knarrenden Laute begleitet. Doch vermag sie sich mit größter Leichtigkeit durch das dichteste Gezweig hin=durchzuwinden und ebenso geschickt schwenkt sie um Büsche und Bäume herum. Wenn sie sich niedergelassen hat, sondirt sie den Boden, steckt den spitzen, biegsamen Schnabel unter das Falllaub, in Dünger und Erdlöcher, um einen Käfer, Wurm, oder eine Nacktschnecke zu erspüren und hervorzulangen. Dazu hat der Schnabel an der Spitze eine hakenförmig eingekerbte Kuppe, mit welcher es den Thieren leicht ist, das schlüpfrige Gewürm zu fassen.

Bekanntlich gelten die Waldschnepfen als ein köstlicher Leckerbissen, sie werden unausgenommen gebraten und ge=gessen. Die ungereinigten Eingeweide geben den sogenannten „Schnepfendreck". — „Unstreitig," schreibt übrigens Tschudi, „rührt der berühmte Wohlgeschmack dieses Gerichtes sowohl von den halbverdauten Mistkäfern, als auch von den vielen Eingeweidewürmern her, von denen diese Schnepfe häufig geplagt ist." Der Leser weiß also jetzt, warum der „Schnepfendreck" so gut schmeckt.

Nicht minder gesucht und als Wildpret geschätzt sind die Schwestern unserer Waldschnepfe, welche man ihres

verhältnißmäßig langen Schnabels, des kurzen Schwanzes und der unbefiederten Ferse wegen zu einer besonderen Familie, den Moorschnepfen, vereinigt hat. Namentlich zwei dieser Vögel verdienen unsere Beachtung — die allbekannte Bekassine und die Doppel- oder Mittelschnepfe.

Die Bekassine, auch Sumpf-, Bruch-, Wasser- und Herrenschnepfe genannt, ist ein recht zierlicher Vogel, ungefähr von der Größe einer Turteltaube. Die ganze Unterseite ist silberweiß, die Brust grau- bis mohnbläulich, der Rücken grau, braun und dunkel überrieselt. Im Gegensatze zu ihrer größeren Verwandten zieht sie nicht ausschließlich nach dem Norden hinauf, obschon sie auch dort überall zu finden ist, sondern bleibt auch weiter nach Süden hin. Als Wandervogel zieht sie vom Ganges bis nach Sibirien, und von Südafrika bis Skandinavien; ihre Brutplätze liegen überall da, wo eine irgendwie geeignete Oertlichkeit die Anlage des Nestes gestattet, und darum ist sie auch bei uns in Deutschland durchaus nicht selten, sondern brütet hier immer in größerer Menge.

Wo es nur Sümpfe gibt, moorige Brüche, schlammige Wiesen, feuchte Niederungen, wo Riedgräser und Binsen und Rohre ihr einen angenehmen und sicheren Unterschlupf bieten, ist auch diese Schnepfe anzutreffen. Ueberall wird sie eifrig gejagt, denn ihr Fleisch übertrifft das der Waldschnepfe entschieden an Wohlgeschmack. Doch ist die Jagd immer mit größeren Schwierigkeiten verbunden. Der Vogel ist noch scheuer, als seine Verwandten; sein Flug ist überaus schnell und beschreibt gleich nach dem Aufsteigen mehrere Zickzacklinien, worauf er in weitem

Bogen wieder nach der Stelle zurücklenkt, von wo er ausgegangen ist. Es gehört schon ein geübter Schütze dazu, die streichende Bekassine zu erlegen, abgesehen davon, daß es in vielen Fällen keine sehr angenehme Aufgabe ist, durch schlammiges, spritzendes Moorwasser, übelriechende Pfützen und gefährliche Stellen bis zu dem Orte zu waten, an welchem das Wild vermuthet wird.

Die Bekassine ist munterer, lebhafter als die Waldschnepfe und trippelt auch über Tage eifrig an feuchten Flußufern und im Sumpfe umher. Zuweilen gefällt sie sich darin, mit raschen Flügelschlägen in ihrem Reviere auf und nieder zu jagen, und namentlich zu Beginn der Brutzeit übt das Männchen diese Flugkünste eifrig. Von seinem Sitze im Sumpfe steigt es alsdann plötzlich in schräger Richtung bei heiterem Himmel so hoch in die Luft, daß nur ein scharfes Auge es noch als Vogel erkennen kann. „In solcher Höhe," schreibt Naumann, „treibt es sich dann flatternd im Kreise herum und schießt aus diesem mit ganz ausgebreiteten, still gehaltenen Flügeln herab und hinauf, und mit einem so besonderen Kraftaufwande, daß in diesem Bogenschusse die Spitzen der großen Schwingen in eine bebende oder schnurrende Bewegung gesetzt werden und dadurch einen zitternden, wiehernden, summenden oder brummenden Ton geben, welcher dem Meckern einer Ziege höchst ähnlich ist, und dem Vogel zu dem Namen Himmelsziege, Haberbock und ähnlichen verholfen hat. Dieses Kreisen und die damit abwechselnden Bogenschüsse und das Meckern werden oft viertel-, ja halbe Stunden

lang fortgesetzt, wobei noch zu bemerken ist, daß dieses Getön an und für sich wenig über zwei Sekunden anhält und anfänglich in Zwischenräumen von sechs bis acht, später aber, wenn die Kräfte anfangen zu erlahmen, alle zwanzig bis fünfundzwanzig Sekunden wiederholt wird. Da das Männchen diese wunderlichen Gaukeleien nicht allein in der Morgen- und Abenddämmerung, sondern auch am Tage und stets bei ganz heiterem Himmel ausübt, so hält es mit scharfen Augen durchaus nicht schwer, die wirbelnd schnurrende Bewegung der Schwungfederspitzen bei dem heftigen Hinauf- und Herabdrängen des Vogels durch die Luft deutlich wahrzunehmen."

Auch die Mittelschnepfe brütet in Deutschland, wenngleich lange nicht so häufig als die Bekassine. Nur wenige werden in einzelnen Jahren in Sümpfen und Brüchen angetroffen. Auf der Wanderung kehren sie dagegen jährlich bei uns ein, aber später als ihre Schwestern, im Frühling selten vor Anfang des Mai, und bereits im August, längstens September treten sie wieder die Heimreise an. Der Brutplatz der Mittelschnepfe ist die altweltliche Tundra, das weite Steppengebiet innerhalb des Polarkreises, vorzugsweise in Rußland und Sibirien. Dort wird sie auch eifrig verfolgt, denn ihr Wildpret ist das köstlichste aller Schnepfen, und ihre Jagd leicht. Der Vogel ist träge und wenig munter, die den Uebrigen innewohnende Scheu kennt er gar nicht. Erst wiederholtes Zusammentreffen mit dem Menschen veranlaßt ihn, einigermaßen auf seine Sicherheit bedacht zu sein. Die einzige Schutzmaßregel, welche auch die Mittelschnepfe immer

anwendet, besteht darin, daß sie fest liegen bleibt und sogar vor dem Hunde kaum auffliegt. Im Neste bedeckt sie ihren Rücken mit gerupftem Moose, um so die Uebereinstimmung zwischen dem Gefieder und der Umgebung noch täuschender zu gestalten.

Und so lehrt auch sie wieder in ihrer Harmlosigkeit und geringen Geistesthätigkeit, wie jedes Lebewesen, auch die wenig beanlagten, doch in angeborenem Erhaltungstriebe diejenigen Mittel und Listen anzuwenden wissen, welche zum Schutze ihres eigenen Lebens und zur Erhaltung der Art am geeignetsten sind.

Mannigfaltiges.

Glück und Glas. — Auf seinem Zuge nach Rußland in den für ihn so verhängnißvollen nordischen Krieg traf Napoleon eines Morgens in dem kleinen Grenzstädtchen Stallupöhnen ein, um hier kurze Rast zu halten und eingegangene Briefschaften in Empfang zu nehmen. Was er las, verbesserte die ohnehin mißlaunige Stimmung des Eroberers nicht; zumal da sich ein Schreiben der Frau Lätitia, der Mutter des Kaisers, dabei befand, die, ohnehin dem geplanten kriegerischen Unternehmen abhold, ihren Sohn beschwor, noch im letzten Augenblick von demselben abzulassen, da ihre Seele von banger Ahnung um den Ausgang erfüllt sei. Ohne ihn zu beenden, warf Napoleon den Brief zur Seite und wandte sich dem eintretenden

General Duroc zu, der seinem kaiserlichen Herrn die Meldung brachte, daß der Bürgermeister des Städtchens um eine kurze Audienz bitte, da er die auferlegten Requisitionen nicht beschaffen zu können behaupte.

Die Gelegenheit, den inneren Grimm auf eine widerstandslose Persönlichkeit zu entlasten, kam dem Kaiser eben recht. Er befahl, den Gemeldeten kommen zu lassen, und empfing den alten, ehrwürdigen Mann mit einer Fluth von Vorwürfen. Die unbewegliche Ruhe, in welcher der Gescholtene verharrte, vermehrte nur Napoleon's Zorn; in seiner Wuth ergriff er schließlich ein vor ihm stehendes Trinkglas und warf es vor dem Bürgermeister zu Boden, daß es klirrend in Scherben zerschlug. Da bewegten sich zum ersten Mal die geschlossenen Lippen des Alten, und halblaut sprach er ein paar Worte vor sich hin. Des Deutschen unkundig, wandte sich der Kaiser zu Duroc, der ihm gewöhnlich als Dolmetscher zu dienen pflegte, mit der Frage, was der Mann gesagt habe.

Der General zögerte. „Sire," sagte er endlich, „ich glaube, der Alte hat von den Aeußerungen Eurer Majestät nichts verstanden, als daß Eure Majestät ihm ein Glas vor die Füße geworfen."

Napoleon biß sich auf die Lippen. Daß das Stadthaupt eines kleinen Grenzortes nicht Französisch zu verstehen brauche, hatte er nicht erwogen, und nun bestätigte Duroc's Frage an denselben die Muthmaßung des kaiserlichen Adjutanten.

Napoleon zuckte unmuthig mit den Achseln; er fühlte sich beschämt, aber dennoch war der Sturm in ihm nicht vorüber, er wollte sein Opfer haben. Vielleicht hatten die Worte des Bürgermeisters eine Beleidigung gegen die französische Nation oder gar gegen das kaiserliche Haupt derselben enthalten, und bei seiner Ungnade befahl er Duroc, dieselben getreu zu übersetzen.

„Sire," entgegnete der Adjutant, „es ist ein harmloses deutsches

Sprichwort, das dem Manne bei der zornigen Bewegung Eurer Majestät entfuhr, sicherlich ohne jede Absicht oder Deutung; es lautet:

Glück und Glas,
Wie bald bricht das!"

Napoleon, der bekanntlich an Vorzeichen glaubte, wurde ganz bleich und befahl, daß man die Stadt unbehelligt lassen solle. Er selbst aber beeilte sich, die Stätte so unliebsamer Mahnung hinter sich zu lassen. Vielleicht mag er sich des deutschen Sprichwortes erinnert haben, als er, ein Flüchtiger, auf seiner hastigen Rückfahrt aus den eisigen Gefilden Rußlands das Grenzstädtchen zum zweiten Male berührte. H. H.

Der Haremsgarten des Khedive. — Unter allen Herrlichkeiten, deren Besitz sich der Vicekönig von Egypten erfreut, nimmt der Zaubergarten in der Nähe seiner Residenz eine hervorragende, wenn nicht die erste Stelle ein. Nur wenigen bevorzugten Personen, welche Egypten besuchten, war es gestattet, in dieses Heiligthum einzudringen, und was dieselben erzählen, weckt Erinnerungen an die phantastischen Gebilde aus „Tausend und eine Nacht".

Der Haremsgarten ist mit einer hohen Mauer umgeben, umschließt einen Theil der Frauengemächer des vicekönigliche Palastes und ist ausschließlich zum Aufenthalt für die Frauen bestimmt. Als die Kaiserin Eugenie bei ihrem Besuche in Kairo den Garten betrat, rief sie entzückt aus: „Hier möchte man ewig weilen!" Und in der That berechtigt der zauberhafte Park zu dem begeisterten Ausrufe. Französische und deutsche Gartenkünstler haben den Park angelegt, und mit dem Fleiße der Fellahs wurde jeder Punkt, jeder Weg, jede Grotte, jede Hecke hergestellt. Vom Nil her wurde der weichste Sand und der feinste Kies herbeigeschafft, um den nackten Fuß, das Pantöffelchen oder die Sandalen der orientalischen und auch europäischen

Haremsdamen behaglich auf den von immergrünen Pflanzen, von Oleander, Jasmin, Lorbeer, Tamarinden, immerblühenden Rosen umfaßten Wegen wandeln zu lassen. Eine große Anzahl von wunderlichen und kunstreichen Tropfsteingrotten mit den herrlichsten Wasserkünsten, mit Spiegeln und Statuen schmückt den weiten, grünen Raum auf allen Seiten. Ueber den Blumenbeeten mit den kostbarsten Blumen und Pflanzen aus asiatischen, europäischen und afrikanischen Gärten, Wäldern und Fluren neigen sich die schweren Palmenkronen; die üppige Aloe thürmt sich in mächtigen Gruppen empor und ihre Blüthenstengel erreichen bei der sorgfältigen Pflege eine sonst nirgends gesehene Höhe. Die Ceder des Libanon breitet in verschwiegenen Winkeln ihr weitgreifendes Geäst aus, und zwischen dem duftenden Gebüsch schimmern weiße und rosige Statuen aus italienischem und egyptischem Marmor. Das sanfte und melodische Rauschen und Murmeln der künstlichen Quellen und der Gesang des Bulbül, der orientalischen Nachtigall, erfüllen einen großen Theil des Tages den Garten mit entzückenden Naturlauten. R.

Gefahr bei der Einführung fremder Thiere. — Seit vielen Jahren schon sind die Völker bestrebt gewesen, in ihren Ländern Thiere einzuführen, die anderwärts als nützlich gelten. Der Erfolg entsprach jedoch nicht immer den gehegten Erwartungen. Die Ziege ist gewiß bei uns ein recht nützliches Hausthier. Im vorigen Jahrhundert führte man sie nach einigen kleinen amerikanischen Inseln ein, wo man diese Thiere frei herumlaufen ließ. Außer den Blättern und Kräutern verzehrten sie aber auch die Rinde von den Sträuchern und Bäumen der Plantagen, so daß diese nach und nach verödeten. Die Ziegen waren eine wahre Landplage geworden und man mußte zusehen, sich ihrer wieder zu entledigen.

Jedermann weiß, daß es in Amerika früher keine Sperlinge gab. Zu Anfang der fünfziger Jahre bezogen die Vereinigten Staaten die Spatzen schockweise aus Deutschland, damit sie

namentlich in den Anlagen der Städte das Ungeziefer vertilgten. Die Amerikaner hatten anfangs eine große Freude über diese munteren Bursche und deren Säuberungswerk. Allein nach wenigen Jahren schon hatten sich die Spatzen so vermehrt, daß sie nicht nur die Raupen und anderes Ungeziefer aufzehrten, sondern auch auf den Weizenfeldern großen Schaden anrichteten. Da bot man alle Mittel auf, ihrer weiteren Vermehrung Einhalt zu thun.

Vor Jahren wurden von Jagdliebhabern einige Paare wilder Kaninchen in Australien eingeführt. Aus diesen wenigen Paaren sind Millionen von Kaninchen geworden, und diese Millionen haben bewirkt, daß die Ansiedler an mehreren Punkten des Landes sich bereits zurückziehen mußten. Das Parlament hat sich genöthigt gesehen, 5,250,000 — sage fünf Millionen zweihundertfünfzigtausend Mark! — zu den Kriegskosten gegen diese kleinen Wühler zu bewilligen. Allein trotz der Fallen, trotz des Giftes, der Wiesel, der Flinten, der Hunde und hundert anderer Mittel weiß man heute noch nicht, wer aus diesem Kampfe als Sieger hervorgehen wird, das Kaninchen oder die Regierung. Zuverlässigen Angaben zufolge scheinen gegenwärtig 280,000 Hektare Land durch die Kaninchen verheert zu sein. Man hat diesen Verwüstern die Ehre zu Theil werden lassen, sie genau wie die Reblaus mit Schwefelverbindungen zu behandeln, um sie mit Gewalt von der australischen Erde zu vernichten, jedoch sie widerstehen dem Schwefelkohlenstoff ebenso gut wie die Phylloxera. Das Kaninchen hat aber vor diesem Insekt den Vorzug, daß sein Fell ein Gegenstand des Handels und der Industrie ist, deren Ziffern die hohe Bedeutung attestiren. Im Jahre 1882 wurden nur von der Kolonie Viktoria 4,929,422 und von Neu-Seeland 9,198,837 Kaninchenfelle exportirt, welche einen Werth von 3,300,000 Franken haben. L. Hich.

Eine drollige Geschichte aus der guten alten Zeit. — Das jetzt von Professor v. Ihering mit Grund und Fug, aber leider

wohl ohne durchgreifenden Erfolg angefochtene Trinkgelderunwesen spielte früher in der „guten alten Zeit", wo man noch mit Roß und Geschirr und nicht mit Dampf reiste, nicht blos in allen Gasthöfen, bei Kellnern und Hausknechten, sondern auch im Fuhrwesen, selbst bei der löblichen Thurn- und Taxis'schen Post, namentlich wenn es mit Extrapost ging, eine nicht zu unterschätzende Rolle. Das Extrapostwesen hatte, wie nicht zu verkennen, einige Vorzüge vor den ordinären Posten. Wenigstens wurde man schneller befördert und hatte als Extrapostreisender schon höheres Ansehen, indem man unter diesen nur vornehme oder wohlhabende Personen wähnte, welche berechtigt seien, mehr als Andere ein Wort mitzusprechen. Wer gut schmiert, der gut fährt, hieß es da natürlich auch. Denn war man eine Tour gefahren und hatte sich vor dem „Schwager" mit seiner Trinkgeldsgabe „lumpig" gezeigt, so wurde man, wenn man weiter fuhr, der Chikane des zunächst an die Reihe kommenden Postillons erbarmungslos geopfert, indem derselbe unerträglich langsam und schlecht fuhr, oder unter allen möglichen und unmöglichen Vorwänden anhielt, oder endlich gar versuchte, umzuwerfen und dergleichen mehr. Wie in einem förmlichen Komplotte, welches an den modernen Brauch der Hotelportiers erinnert, Spender geringer Trinkgelder auf deren Reisegepäck anzukreiden, hatten sich die „Herren Schwager" vom Belte bis an den Bodensee, von der Weichsel bis an Rhein gegen alle Reisenden verschworen, welche sich knickerig mit dem Trinkgeld zeigten. Aus dieser Extraposten- und Trinkgelderzeit erzählte man sich eine drollige Geschichte von zwei Offizieren, welche folgende Wette mit einander eingingen. Der Eine nämlich war der Meinung, ohne Ueberschreitung des gesetzlichen Trinkgeldes rascher an ein vorgestecktes Ziel mit der Extrapost gelangen zu können, während der Andere diese Möglichkeit bestritt. Die Wette betrug ein ansehnliches Weinquantum. — Nun ging's los. Beide Wettenden hatten ihren „Schwager",

natürlich ohne irgend die Wette zu verrathen, aufgefordert, so schnell als möglich zu fahren. Bis zur nächsten Station fuhren die Postillons denn auch — in Erwartung natürlich eines guten Trinkgelds — daß „Kies und Funken stoben". Dort angekommen zahlte der eine Offizier, welcher es mit den guten Trinkgeldern hielt, seinem abgehenden Postillon nach Kräften; der andere „schäbige" dagegen zahlte seinem „Schwager" nur den an sich geringen Taxbetrag und schalt ihm noch dazu die Jacke voll, unter dem Bemerken, er (der Offizier) habe an der Lende ein Geschwür und deshalb hätte der Postillon auch darauf Rücksicht nehmen müssen, zumal er bei jedem Stoß, wie der Postillon wohl hätte hören können, laut aufgeschrien habe. Alle Unschuldsversicherungen des Postillons und alles Bitten um eine kleine Aufbesserung des Trinkgeldes halfen bei dem reisenden Offizier nichts. Deshalb folgte die Rache auf dem Fuße. Der Postillon überlieferte nämlich dem Kollegen, der die Fahrt fortzusetzen hatte, seinen bösen Zahler mit dem Bemerken, den „schäbigen Kerl" nur zu Tode zu fahren, und wenn auch die Pferde dabei zu Schanden gingen. Die Lehre ward befolgt und, obwohl der angeblich an einem Lendengeschwür leidende Offizier bat, schalt und tobte, half doch Alles nichts; die Antwort war und blieb stets, die „Zeit" müsse eingehalten werden, und wie im Sturmwind ging's davon. Bei der nächsten Station wiederholten sich die Scenen des ersten Anhaltepunktes, und kaum war endlich auch der splendide Wettende eingetroffen, da fuhr der schlechte Trinkgeldzahler schon wieder auf und davon. So ging's fort, bis Letzterer, seinem Kameraden längst voraus, am Ziele der Reise anlangte und somit seine Wette glänzend gewann.

P. Beck.

Londons Lebensmittelverbrauch. — Nach der neuen Bearbeitung von G. Dodd's „The Food of London" würden bei der gegenwärtigen Einwohnerschaft der englischen Hauptstadt

(4,000,000) die jährlich ausgetrunkenen Bierfässer, auf einander gethürmt, 1530 Pyramiden, jede eine englische Meile hoch, bilden. Die jährlich verspeisten Ochsen in einer Prozession von je zehn neben einander würden eine 117 englische Meilen lange Armee, die Schafe eine von 194 Meilen Länge, die Kälber dagegen nur eine von 13 Meilen bilden, denn der Kalbsbraten wird in England nicht sonderlich goutirt. Das verzehrte Geflügel in der Luft zusammengestellt gäbe eine Fläche von 87 Morgen dichten Schattens gegen die Sonne. Hasen und Kaninchen würden eine zehnfache Linie von 324 Meilen Länge formiren. Mit den jährlich verzehrten Weizenbroden könnte man eine völlig solide Pyramide, 357 Quadratkilometer in der Basis und von dreifacher Höhe der Paulskirche in London, bauen. R. F.

Gegensätze. — Der ehemalige württembergische Hofprediger Eulogius Schneider, welcher sich nach dem Ausbruch der großen Revolution von 1789 in Frankreich ein ergiebiges Feld für den stürmischen Drang seines Inneren suchte und fand, und bald zu den blutdürstigsten Revolutionsmännern gehörte, die erbarmungslos wütheten, dieser Eulogius Schneider, der mit einer transportablen Guillotine im Elsaß herumreiste und alle Köpfe, die ihm zu hoch dünkten, abschlagen ließ, bis ihm St. Just dasselbe Loos bereitete, dieser selbe Eulogius Schneider hatte früher auch fromme lyrische Anwandlungen gehabt. Er hatte in dieser Zeit einen Band lyrischer Gedichte herausgegeben, die allerdings verschollen sind, aber doch manches Gute und Schöne enthielten, darunter das beliebte Volkslied:

„Treue Bruderliebe üben,
Jeden, der ein Mensch ist, lieben,
Dies, o Gott, dies lehre mich;
Daß ich, Schöpfer, Dir gefalle,
Weise durch dies Leben walle,
Ueber Alles liebe Dich.“ C. R.

Eine vergessene Entdeckung. — In einer der vornehmsten Gesellschaften Roms prahlte die in den fünfziger Jahren sehr beliebte und berühmte Schauspielerin Serani mit ihren geographischen Kenntnissen. Sie erzählte von ihren weiten Reisen und ermangelte nicht, einiges hinzu zu dichten. Doktor Sala, der Herausgeber mehrerer Reisewerke über den Sudan, der ihr schon längere Zeit lächelnd zugehört, stellte plötzlich folgende Frage an die junge Dame:

„Pardon, meine Gnädigste, wenn ich Sie unterbreche. Sie wissen doch gewiß auch, wo eigentlich die Quellen des Niles sind?"

„Ach natürlich," erwiederte sie rasch; „gewiß, das hab' ich gewußt, doch ist es mir momentan entfallen."

Der Gelehrte schlug die Hände in komischer Verzweiflung zusammen und rief: „O Sie Unglückliche! Sie waren die Einzige, die das gewußt hat, und gerade Sie mußten es wieder vergessen!" — Die Schauspielerin ging fortan jedem Gespräche über Geographie aus dem Wege. M. W.

Beherzt. — Als Ludwig XIV. von Frankreich einmal zu einer Truppenmusterung gekommen war, ereignete es sich, daß ein Unterlieutenant von den Dragonern so ungestüm an dem König vorüberritt, daß er ihn anstieß und beinahe aus dem Sattel gedrängt hätte. Zornig hob der König seinen Stock, um den jungen Mann zu schlagen, aber in demselben Augenblick zog dieser seinen Säbel, und indem er ihn dem König hinreichte, sagte er: „Sire! lieber nehmen Sie mir mein Leben, als daß Sie es beflecken!" — Ludwig war darüber so überrascht und zugleich gerührt, daß er den Lieutenant nicht nur unbestraft ausgehen ließ, sondern ihn sogar in seine nächste Nähe zog. Es war der spätere General de Laurient. J. D.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönleins Nachf. in Stuttgart.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 0616

